Leben und Traum.

Novellen

von

Julius Hammer.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1839.

Leben und Traum.

Leben und Traum.

Novellen

von

Julius Hammer.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Wilhelm Engelmann.
1839.

Storage
421
V.2

I.

Traumbilder der Zeit.

(Fortsetzung.)

Drittes Bild.

Die Clubbiſten.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/lebenundtraumnov02hamm

Alfred eilte durch die Straßen, ohne zu wissen, wohin? willkührlich trieb ihn seine fieberhafte Aufregung fort — er folgte und wußte nicht, welcher Macht? Lauter und lauter schlug sein Herz, heißer und heißer rollte es durch seine Adern; der Odem wollte ihm vergehn. Nun erst seine Erschöpfung empfindend, zu einem dunkeln Bewußtsein seines Zustandes zurückkehrend, zügelte er seinen Lauf und blickte schwer athmend um sich. Er befand sich auf einem freien Platze, der mit Linden umgeben war. Lauschend stand er still, ihm dünkte, er höre Jemanden hinter sich gehen; doch überzeugte er sich bald, daß seine eigenen Herzschläge ihn getäuscht, und daß kein Mensch in seiner Nähe sei.

Auf das Höchste abgespannt, lehnte er sich an einen Baum; ein leichter Schwindel wandelte ihn an, als er die heiße Stirn gegen die feuchte Rinde drückte.

Alle seine Pulse kochten; vor seinen Augen flirrt' es; ihm war's, als sähe er die rothen Wellen seines stürmenden Blutes. Seine Kniee drohten, zusammenzubrechen; er fürchtete, ohnmächtig zu werden, und klammerte sich an dem Stamme fest, der ihn stützte, wie ein treuer Freund.

Nach und nach ging sein Schwindel vorüber, ihm wurde leichter, und mit der behaglichen Empfindung, die sich schmeichelnd über ihn ergoß, als der Nervenreiz nachließ und eine wohlthuende Mattigkeit folgte, tauchte aus dem verworrenen Chaos seiner Gedanken Beatricens Engelbild auf. Ein Thränenstrom stürzte ihm über die Wangen, sein brennendes Auge badete sich in den erquicklichen Tropfen, die Gegenstände zitterten um ihn, gleichsam, als ob sie ihre Theilnahme zu erkennen geben wollten. Die kahlen Aeste der trauernden Lindenbäume schienen, wie mitleidige Arme, sich zu ihm niederzubeugen; die winterliche Thauluft hauchte ihm, wie milder Balsamodem, entgegen. Er glaubte sich in eine schönere Region versetzt. Verklärt durch ein reineres Gefühl, welches, aus den irdischen Empfindungen des höchsten Glückes

und des tiefsten Leides geboren, des Trunkenen Seele emporhob, hoch, weit empor über das menschliche Fühlen und Sinnen, streckte er die Hände zum Himmel aus, als wolle er in die Wolken greifen und eine andere, bessere Welt an seine ahnungsvolle Brust ziehn. Seine Lippen bebten und lispelten den Namen der Geliebten. Er hatte sie gewonnen und verloren in einem Augenblicke; in seiner gegenwärtigen Stimmung stand er auf der Grenze, wo der Mensch anfängt, erhaben zu sein über die Verwicklungen des Lebens, wo er die Banden zerrissen wähnt, die ihn an eine gebietende Nothwendigkeit im menschlichen Dasein ketten; wo er sich einen Gott fühlt und durch den Zusammenfluß aller seiner Gedanken und Gefühle, seiner Wünsche und Hoffnungen, seiner Träume und Einbildungen, seiner Liebe und seines Hasses, frei zu sein meint, wie ein Gott — ein sich selbst genügender und zugleich in seiner Schöpfung aufgehender Herrscher!

Aber diese — wenn man so sagen darf — geistige Wollust, diese ungemäßigte Seelentrunkenheit dauert nicht lange, und meist endiget solche Ueberschwenglich-

keit, je phantastischer sie war, mit desto unbehaglicherer Nüchternheit, oder wohl gar mit jenem unerträglichen Uebelbefinden, das ein starker Rausch nicht selten zur Folge hat.

Auch unser Held schlich sehr trübselig weiter, als ihm endlich einfiel, daß er sich in der feuchten Abendluft bei dem hohen Grade seiner Erhitzung leicht erkälten könne. Außerdem quälte ihn ein brennender Durst; und wie Prinz Heinrich bei Shakspear über sich spöttelt, weil er Verlangen nach so gemeinem Getränk, wie Dünnbier, trage, ebenso mußte auch Lenoir lächeln, da er einen nahen Brunnen mit höchst sehnsüchtigen Blicken betrachtete. Das Lächeln jedoch verschwand schnell hinter einer düstern Stirnfalte, indem er sich erinnerte, wie oftmals er im Felde aus der hohlen Hand getrunken habe.

Dem Brunnen den Rücken kehrend, sprach er in sich hinein: „Verdiene ich einen frischen Trunk, eine kühle Labe? — Hat mich ein heißer Kampf erschöpft? Hat mir Pulverdampf die Kehle ausgetrocknet? — Was schlottern meine Kniee, wie von einem langen Tagesmarsch? O, welch' ein Schwächling bin ich

geworden! Durch ein paar Straßen bin ich gelaufen — mit Redensarten hab' ich gefochten — Beatrice, Beatrice! Wie lange soll das dauern? Wie soll das enden? Soll ich Dich zum Altare führen, wie ein langweiliger Komödienheld, der sich stolz in die Brust wirft, weil er einen Nebenbuhler aus dem Sattel gehoben und nichts nach der Einwilligung seines Schwiegervaters gefragt hat?" — —

„Und wenn es nun so weit ist," fuhr er nach einigem Besinnen fort, „wenn diese spießbürgerlichen Schwierigkeiten überwunden sind — welches Loos kann ich Dir bieten, das Deiner würdig wäre? — Arme Betrogene! Sollst Du an meiner Seite die kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, an welche Du gewöhnt bist, entbehren lernen? Darf ich das dulden? — Meine Hoffnungen auf äußere Glücksumstände sind so gut, als verloren — wer weiß, wie lange ich noch meine geringe Capitänsgage genieße! Kaum meiner armen, alten Mutter kann ich ein erträgliches Leben fristen — Schulden bedrängen mich auch — o Beatrice, ist es denn möglich, daß ich zum Verräther an Dir werden und Deinen Besitz mir mit

Deinem Elende erkaufen könnte? Was soll ich thun? Dein strenger Vater wird seine Hand von Dir abziehen und der Darbenden keine Unterstützung geben. Solche Männer opfern der sogenannten Ehre ihres Stammbaums die unschuldigen Herzen ihrer Kinder! — Und dann — wenn Du mir auch Deinen Wohlstand zubrächtest, könnt' ich es tragen, Dir denselben zu verdanken — ich, als Mann? — Pfui über den Erbärmlichen, der bei seiner Gattin betteln gehen muß, um den täglichen Unterhalt zu bestreiten! — Nein, lieber will ich ein Tagelöhner werden und im Schweiße meines Angesichtes das Brot erwerben, das ich mit meiner Mutter theile. Sie wird mir verzeihen, daß ihr Haupt nicht sanfter ruht in ihren alten Tagen, und vielleicht erlöst sie der Himmel bald. Aber Du, Beatrice, Du sollst nicht —"

Seine Worte gingen auf in einem schweren Seufzer. Der Gedanke an den Tod der Mutter erfüllte sein Herz mit unsäglicher Wehmuth. Er schlug die Hand vor die Stirn und stöhnte: „Oh, wär' ich in der Schlacht gefallen, wie Tausende meiner Brüder — ich hätte ein beneidenswerthes Ende

gefunden, wäre längst dem unerträglichen und, ich muß mir gestehn, doch zum großen Theil kleinlichen Jammer überhoben! Beatrice wäre glücklich, ich wandelte schon in schönern Gefilden mit meiner Mutter, und — ständ' über dem Schmerze, meinen Kaiser gefangen zu sehn!" —

Als er das gesenkte Haupt erhob, erblickte er in einiger Entfernung vor sich den schwachen Schimmer einer Laterne. Langsamen Schrittes ging er auf ihn zu und begegnete einer zusammengekrümmten Gestalt, welche mühsam an einem Stabe einherwankte. Sie blieb stehn und bot ihm mit feiner, zitternder Stimme einen guten Abend. Betroffen sah er ihr in das verwelkte, alte Gesicht; ihr spitzes Kinn wackelte aus einer weiten Umhüllung hervor; der Zipfel eines rothen Tuches fiel ihr auf die Stirn bis tief an die Augen hernieder, die klein, doch lebhaft, zu dem Erstaunten emporschauten. Es verging eine gute Weile, ehe Alfred auf den Abendgruß dankte; die seltsame Erscheinung kam ihm unheimlich genug vor. Deshalb schloß er sein: „Hab' Dank!" mit mehr fragendem, als entgegnendem Tone, indem er die Alte

von oben bis unten betrachtete. Sie lüftete jetzt ein wenig ihr weites Gewand und setzte mit brauner, dürrer Hand einen irdenen Krug auf den Boden, worauf sie sich mit beiden Händen bequem auf ihren Stock stützte.

Alfred wendete sich zum Weitergehen, einen mißmuthigen Blick zurückwerfend.

„Wollt Ihr schon fort, schöner Herr?" fragte sie mit theilnehmend gutmüthiger Stimme. „Kommt, trinkt erst einmal aus meinem Kruge; löscht Euren Durst — das Wasser ist kühl und heilsam."

Man kann sich denken, daß Alfred stutzte. Ihre Worte klangen so zuversichtlich, als zweifle sie nicht, daß Alfred nach einem Trunke lechze. Dennoch machte er eine abwehrende Bewegung.

„Trinkt immer," sprach sie weiter; „Ihr habt die Labung verdient. Nehmt den Krug aus meiner Hand!"

Wie sie ihm das Gefäß entgegenhielt, mußte Alfred lachen.

„Nun, so kredenze mir denn, Du umgekehrte

Hebe!" versetzte er, indem er sich zum Trinken anschickte.

„Warum nennst Du mich so?" fragte die Alte.

„Weil Hebe von den Göttern ewige Jugend erhielt; Dich scheinen sie eben so freigebig mit dem Alter bedacht zu haben!"

„Bist Du auch boshaft?" erwiederte sie mit Nachdruck, aber mit derselben milden, gutherzigen Stimme, wie vorher.

Lenoir bereute seine voreiligen Worte um so mehr, je ruhiger sie dieselben hinnahm. Erfrischt stellte er den Krug nieder und reichte ihr die Hand, welche sie mit einer gewissen Hast ergriff und nicht wieder losließ. Nach dem Scheine ihres Laternchens gewendet, studirte sie aufmerksam in den Linien der gefaßten Hand.

„Willst Du prophezeihen? — Sag mir mein Geschick, wenn Du kannst!" sprach der Capitän.

„Setzt ihr Zweifel in meine Fähigkeit?"

Jener lächelte: „Behüte Gott, Du nächtliches Orakel! Immerhin!"

Aber die Alte ließ seine Hand fallen und schüttelte oft und lange ihr Haupt.

„Nein, nein, nein, nein!“ flüsterte sie dabei. „Man muß Manches sagen und Vieles verschweigen; man muß Manches wissen und Vieles muß Einem verborgen bleiben. Lebt wohl, mein schöner Herr, lebt recht wohl!“

Als ihr Alfred Geld anbot, fügte sie hinzu: „Behaltet Eure Gabe; ich danke Euch, als ob ich sie nähme. — Aber hört, geht Euren Weg heute nicht weiter, dorthin nach den Boulevards — heute nicht! Folgt meinem Rath, ich mein' es gut! — Zwar sollt' ich Euch nicht warnen — vielmehr sollt' ich Euch locken — ich thue Unrecht an —“

Sie brach ihre Rede ab; lebhafter fuhr sie fort: „Aber Euch will ich nicht betrügen und verlocken — Ihr dauert mich, Ihr habt ein gutes Ansehen, Ihr verdientet wohl, glücklicher zu sein, als Ihr in der That seid.“

„Weißt Du das auch? So sag' mir noch ein paar Worte für die Zukunft!“

Damit hielt er ihr die flache Hand abermals vor die Augen.

„Wie gesagt," sprach sie bedeutend, „laßt Euch nicht in Versuchung führen!"

„Und meine Lebenslinie?"

„Vielfach zerschnitten und gekreuzt und umgeben von Gefahren. Freunde und Feinde gleich gefährlich —"

„Soll ich in meiner Jugend schon dahin?"

„Wir Sterblichen, alte und junge, sollen allzumal oft an den Tod denken und ihn nicht scheuen!"

„So hab' ich es immer gehalten. Wie aber wird die Stunde meines Todes sein?"

„Weiß nicht!"

„— Sag mir," fragte Alfred geheimnißvoll, „ob bei meiner Lebenslinie auch von Ihm etwas steht?"

„Von ihm, der drüben wohnt auf dem Meere; der in Aegypten, meinem Vaterlande, kriegte?"

„Wohl, wohl!"

„Laßt mich schweigen! Sein verderblicher Einfluß ist nah — er wird Euch in's Verderben ziehn."

„So werd' ich für ihn fallen?"

„Laßt mich schweigen!"

„Bald?"

„Ich weiß nicht!"

Sie nahm ihren Krug auf. Im Fortwanken bat sie noch: „Geht mir nicht nach; und hört! befolgt meinen Rath, den ich Euch gegeben. So fahrt wohl!" — —

Alfred blieb stehn; er hatte ihre letzten Worte kaum vernommen. Seine Gedanken waren weit von ihr weg. Die Bilder alter Schlachten stiegen wieder vor ihm auf; er hörte Trommelschlag und Rossestampfen, Trompetenklang und Kanonendonner. Er schlug die Arme in einander und schaute mit starrem Auge in die Nacht hinaus, wie ein lauernder Feldherr. Da sah er in der Ferne den Laternenschimmer verschwinden und richtete sich auf, und schritt vorwärts mit festem, sicherem Fuß, als ging er in Reih' und Glied.

Geschah es mit Absicht oder zufällig, — er nahm seinen Weg, ungeachtet der wiederholten Warnung der Alten, nach den Boulevards. Alfred fand zwar die nächtliche Erscheinung nicht so auffällig, als sie

ihm anfangs vorgekommen war — denn in einer so gewaltigen, aus den verschiedensten Elementen gemischten Hauptstadt, wie Paris, erklärt sich Vieles natürlich, was anderswo zu dem Wunderbarsten gerechnet werden würde — aber die Hindeutung auf den Kaiser, die ihn keineswegs erschreckte, vielmehr eine neue Hoffnung in seinem Herzen entzündete, wollte ihm doch nicht aus dem Sinne. Hatte nicht auch Beatrice ähnlich geträumt? —

Mancherlei Gedanken hin und her prüfend und erwägend, kam er an ein Haus, vor dessen Thür zwei Männer standen, die, wie es schien, in heiterem Gespräch begriffen waren. Sie grüßten den Ankommenden unbefangen und in scherzhafter Weise.

„Da kommt unser Spätling!" lachte der Eine.

„Laß ihn," fügte der Andere hinzu. „Er hat erst sein Liebchen besuchen müssen; da läßt sich die Stunde nicht so genau abmessen!"

„Willkommen! Willkommen!" riefen Beide zusammen und traten ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

Alfred, obgleich er die Stimmen schon irgendwo

einmal vernommen zu haben glaubte, erblickte Gestalten, die ihm völlig fremd waren. Die Beziehung auf einen Besuch bei der Geliebten machte ihn stutzig; er prüfte die Gesichter näher, ohne zu antworten. Als er sich endlich überzeugt hatte, daß er keine Bekannten vor sich habe, sprach er, langsam sich wieder zurückziehend: „Sie verkennen mich wahrscheinlich, meine Herren!" und kam fast in Verlegenheit, als diese mit untersuchenden Blicken die Köpfe vorstreckten.

„Ei, wahrhaftig," begann der Größere, „es ist ein Irrthum! — So entschuldigen Sie, mein Herr; die Dunkelheit hat uns getäuscht."

Dann wendete er sich zu seinem Nachbar: „Aber ist das nicht seltsam, Armand, daß auch Du die Verwechselung nicht gemerkt hast?"

„Die Gestalt, besonders der Gang des Herrn haben mich verführt," entgegnete der Angeredete. — „Und am Ende," fuhr er fort, „finden wir doch noch einen Bekannten! Wir sahen uns schon?

Alfred erinnerte sich jetzt. „In der That," versetzte er schnell, ohne seine Ueberraschung zu verber-

gen. „An jenem Abende, als der alte Georges, der Invalid — —"

„Auf den Stufen vor dem Hause des Herrn von Cruſſol ſaß!" ergänzte jener. „Richtig! Es war ungefähr um die jetzige Stunde, als wir Ihnen begegneten; wir kamen mit noch mehrern luſtigen Brüdern aus fröhlicher Geſellſchaft —"

„Die beiden Herren," unterbrach Alfred den Sprechenden, etwas mißtrauiſch, „ſchienen aber an jenem Tage nicht eben zu Späſen aufgelegt!"

„Möglich! Nach der frohſten Stimmung kommen bisweilen die ſchlimmſten Grillen wieder, die wir verjagt meinten. Iſt doch auch die Zeit ſchlimm genug."

Lenoir ſeufzte aus tiefſter Bruſt; die Worte, welche ihm auf der Lippe ſchwebten, hielt er zurück.

„Jeder brave Franzoſe weiß, was ſolch' ein Seufzer ſagen will!" ſprach jetzt der andere Fremde wieder. „Aber nur Muth," fügte er hinzu, „Muth, Herr Capitän!"

Alfred war ſchon im Begriff, ſich zu entfernen.

Da er sich bei seinem Titel nennen hörte, ward seine Neugier rege.

„Sie scheinen bekannter mit mir, als ich mit Ihnen, meine Herren!“ hub er von neuem an. — „Ihre Namen, wenn ich bitten darf?“

„Gerard!“ antwortete der, welcher eben gesprochen hatte, ohne Zögern.

„Und Armand!“ ergänzte der Zweite mit seiner heisern Stimme und wendete sich zugleich lauschend nach der Hausthüre.

Entfernter Gesang hallte leise vom Garten herüber. Auch Alfred horchte auf.

„— Beliebt's, mein Herr, so begleiten Sie uns!“ fuhr Armand mit höflicher Verbeugung fort. „Unser erwarteter Freund scheint heute nicht zu kommen; machen Sie die kleine Zahl vollständig, ich bitte darum.“

„Wohin?“ fragte der Capitän in einiger Verlegenheit.

„Zu guten Freunden, denk' ich!“ nahm Gerard das Wort. „Sie sollen willkommen sein; ein Elsasser, der seine deutsche Zechernatur noch nicht los

werden kann, sonst aber mit ganzer Seele Franzos ist und unter den kaiserlichen Adlern gefochten hat, gibt uns ein kleines Erinnerungsmahl, ganz in der Stille, versteht sich. Unser guter alter Stelzfuß ist auch dabei; der wird sich freuen, Sie wieder zu sehn — er hält viel auf Sie!"

Nach einigem Zaudern folgte Alfred der sonderbaren Einladung. Es ward ihm fast unheimlich zu Muthe, als Armand hinter sich die Thüre abschloß und durch den dunklen Garten voranschritt. Am Ende eines langen Ganges traten sie in ein kleines Gebäude ein, dessen obere Etage erleuchtet war. Sie stiegen die Treppe hinauf. Ein Gewirr lebhafter Stimmen tönte durch einander, dazwischen Gesang. Armand pochte an die, wie es schien, verschlossene Thür.

„Wer da?" fragte man im Innern, während Alles still wurde.

Lachend pochte jener noch einmal mit drei starken Schlägen.

„Macht nur auf," rief er; wir frieren hier außen, und ein Gast wartet!"

Der Riegel wurde von der Thür geschoben. Jauchzend grüßten die Anwesenden, welche — etwa acht an der Zahl — nachlässig um einen runden Tisch herum gelagert waren.

Alfred wurde vorgestellt. Der junge Elsasser empfing ihn als zuvorkommender Wirth und nannte ihn in den höflichsten Ausdrücken willkommen. Nach einem kurzen Zwiegespräch bat er ihn, sich niederzulassen, indem er einen Sessel an den Tisch rückte.

Das nicht sehr erhellte Zimmer war elegant eingerichtet und festlich geschmückt. Lange seidene Gardinen wallten an den Fenstern hernieder und bewegten sich im Luftzuge, welcher durch die leichtverschlossenen Fenster drang. An der Wand gegenüber stand auf einem Postamente die bekränzte Gypsbüste des Kaisers. Neben ihr hingen unter Guirlanden verschiedene Kupferstiche und Gemälde in goldenen Rahmen, Schlachtscenen vorstellend. Auf kleinen Seitentischen waren Bücher, Broschüren, Journale und dergleichen aufgehäuft, und — was sonderbar genug mit der Zierlichkeit des Salons contrastirte — in der einen Ecke des Zimmers stand ein dem Ansehn nach sehr

gebrauchter Feldstuhl mit einer alten Trommel, neben welcher eine vollständige Armatur — Muskete, Seitengewehr, Patronentasche u. s. w. angebracht war. Dahinter lehnte eine zusammengerollte Fahne, auf deren Spitze ein Adler schwebte.

Alfred betrachtete diese Gegenstände um sich mit heimlicher Rührung und Freude, die Personen nicht ohne Mißtrauen. Das Fest, welches hier gefeiert wurde, dünkte ihm doch nicht so harmlos, als wofür es Armand und Gerard ausgegeben hatten. Unter dem luftigen Gewande froher Geselligkeit, so zu sagen, schimmerte ihm ein ernster Eisenpanzer entgegen, und manche gefurchte Stirne widersprach mit ihrem stummen Ernste der scherzenden Lippe. Mehrere der Anwesenden trugen Orden auf der Brust und hatten ein kriegerisches Ansehen. Andere saßen in einfach bürgerlicher Kleidung da und schienen mehr die Feder, als das Schwert, regiert zu haben. Weder Alters- noch Standes-Gleichheit war bei der Zusammenkunft berücksichtigt worden. Jünglinge, Männer und Greise — Vornehme und Geringe bildeten den Kreis der Versammlung.

Das Gespräch ward in Alfreds Gegenwart, der die Gesichter, so weit es die spärliche Beleuchtung zuließ, zu mustern begann, zwanglos fortgesetzt — ein Umstand, der ihn zum Zutrauen aufforderte. Man belästigte ihn auch durchaus nicht mit Fragen über seine Stellung, seine Ansichten; vielmehr schien man allgemein vorauszusetzen, daß er zu der Gesellschaft passen müsse, in welche ihn ja zwei bekannte und geachtete Mitglieder als befreundeten Gast eingeführt hatten. Dieß galt für eine genügende Bürgschaft.

„— Nun, mein Sohn, wie stehn Deine Angelegenheiten in Paris?" fragte jetzt leise und vertraulich eine milde Stimme den Capitän, welcher überrascht von seinem Sitze auffuhr und sich nach dem Fragenden umsah. Dieser legte ihm mit sanftem Druck die Hand auf die Schulter und sprach ruhig weiter: „Bleib' sitzen, lieber Capitän; ich habe längst gewünscht, Dich wieder zu sehn. Seitdem Du nach der Hauptstadt versetzt worden bist, hast Du gar nichts von Dir hören lassen. Ist das auch recht gehandelt?"

Der also Sprechende war kein anderer, als

Alfreds ehemaliger Regimentschef, der General Quesnel, sein väterlicher Freund.

Er war von der Regierung nach Paris berufen worden, wo man ihm, obgleich er sich auf sein Gütchen zurückzuziehen gewünscht, eine andere Befehlshaberstelle mit nicht unbedeutender Gehaltserhöhung gegeben hatte. Zu gleicher Zeit war er zum Mitgliede einer militärischen Commission ernannt worden, die sich über einige neue, sehr wichtige Einrichtungen in der Armee berathen sollte. „Wegen seiner vieljährigen Erfahrungen im Dienste" — so hieß es in dem an ihn gerichteten Schreiben — „sei er für würdig befunden worden, in Gemeinschaft mit den angesehensten Männern Frankreichs jenes Ehrenamt zu bekleiden."

„Mein theurer General!" jauchzte Alfred aus voller Brust. „Sie hier? O, welch' ein höchst glücklicher Zufall für mich!" — Er hatte des Greises Rechte ergriffen und drückte sie wiederholt an seine Brust, indem sein Auge von lebhafter Freude strahlte. Quesnel nahm neben dem Jünglinge Platz, und bald vertieften sie sich in ein Gespräch, das sie von der

allgemeinen Unterhaltung eine Zeitlang abzog. Vertrauungsvoll öffnete der Capitän dem ehrwürdigen Freunde sein Herz und legte ihm faltenlos sein inneres und äußeres Leben in der Kürze dar.

Der General hörte ihm mit seltenen Unterbrechungen aufmerksam und theilnehmend zu.

„Was ich für Dich thun kann," sprach er zuletzt, „soll gewiß geschehn. Mancherlei über Deinen Zustand ist mir schon zu Ohren gekommen; um so begieriger war ich, Dich selbst zu hören, und ich hoffe, wir werden die Sache nächstens reiflicher mit einander überlegen. „Aber," fügte er hinzu, „unternimm nichts ohne meinen Rath, mein Kind!"

Quesnel hatte den Capitän schon als Knaben gekannt und liebte ihn, wie einen Sohn, weshalb er ihn auch also zu nennen pflegte. Er war niemals verheirathet gewesen; aber eine natürliche Tochter, an welcher er mit großer Zärtlichkeit gehangen, hatte ihm vor Kurzem der Tod entrissen. Seit dieser Zeit wollte ein stiller Trübsinn nicht wieder aus seiner Seele weichen; Todesgedanken beschäftigten ihn oft — es schien, als ob er vom Schicksale um eine Hoffnung

betrogen worden sei, von deren Erfüllung er das Glück seines Alters abhängig gemacht. Mit seinem frohen Muthe war auch die Sicherheit seiner Handlungsweise gebrochen; mißtrauische Zweifel erschwerten ihm jedes Unternehmen, das er früher mit Zuversichtlichkeit ergriffen und ausgeführt haben würde. Die Schwungkraft seines Geistes hatte gelitten.

Freilich war es der Tod der geliebten, in der Blüthe der Jahre als Braut hingerafften Tochter nicht allein, welcher seiner Gemüthsstimmung diese Richtung gegeben; einen eben so großen Einfluß hatten die Zeitumstände auf ihn ausgeübt. Bei dem nach der Restauration plötzlich eingetretenen Stillstande fühlte er, wie so Viele, zu denen auch Alfred gehörte, den Mangel an innerem Gleichgewicht, welches ihm der allgemeine Umschwung der Dinge unter Napoleon's Herrschaft nicht hatte wahrnehmen lassen; so wie der von hastigem Kreislauf Ergriffene den Schwindel erst dann empfindet, wenn die Ursache desselben aufhört. Uebrigens befand er sich, wir wir bald genauer erfahren werden, in der peinlichsten Stellung zur gegenwärtigen Regierung, in einer

Stellung, welche er gern mit einer andern vertauscht haben würde, wenn es noch Zeit gewesen wäre.

Alfred, der dem General an dessen unbestimmten Aeußerungen eine Veränderung anmerkte, nahm dieselbe für die Frucht einer vorübergehenden bedenklichen Stimmung und argwöhnte keinen schlimmern Grund. Man verabredete eine nähere Besprechung für den nächstfolgenden Abend in der Wohnung Quesnels, welche dieser bezeichnete, und wendete sich dann wieder zu der Gesellschaft.

„Um Vergebung, meine Herren, daß ich mich Ihnen ein Weilchen entzog," rief Alfred heiter, denn es hatte ihm wohlgethan, seinen bedrängendsten Gefühlen Worte geliehen zu haben; „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Dank für die Ehre, unter so trefflichen Männern weilen zu dürfen, von ganzem Herzen wiederhole!"

Kaum hatte er geendigt, als die nach der Gartenthür leitende Klingelschnur dreimal in kurzen Absätzen gezogen wurde. Eine augenblickliche Stille.

„Der alte Stelzfuß!" riefen dann Mehrere.

„Er ist's!" sprach Armand. „Ich kenne seinen Zug. — „Wo mag er so lange gewesen sein?"

Mit diesen Worten entfernte er sich, um aufzuschließen, und kam bald in Begleitung des Invaliden zurück.

„Guten Abend, meine verehrten Herren!" grüßte der Letztere bei'm Eintreten und stampfte mit dem Holzbein auf den Boden, indem er seine Mütze hoch über dem Haupte schwenkte, wie er zu thun pflegte, wenn sein redliches Herz froh war. „Ich komme spät," lachte er dann; „ein Dreiviertelmensch, wie ich, gehört nicht mehr zur Avantgarde; er hinkt nach, so gut er kann."

Er lachte von neuem; als er aber die bekränzte Büste des Kaisers wahrnahm, beugte er sich mit ehrfurchtvollem Blicke, kreuzte die Hände über der Brust und murmelte etwas in den Bart, als stünd' er vor einem Heiligenbilde.

„Da, Alter!" rief Gerard. „Einen Trunk zum Willkommen. Ich kredenze Dir ihn!"

Der Invalid ergriff den Becher mit einem lächelnden „Schönen Dank, Herr!" wischte sich eine Thräne

aus den grauen Wimpern, legte seine Mütze hin, schaute kopfnickend nach der weißen Gypsbüste, hielt darauf den vollen Becher empor und, nach der Gesellschaft gewendet, rief er laut und begeistert: „Dem großen Kaiser!“

Da erhoben sich Alle feierlich von ihren Sitzen, die Gläser in den Händen, um anzuklingen, und während dieß geschah, hatte Einer die Trommel ergriffen und schlug einen gedämpften Wirbel. „Dem Kaiser!“ hallte es halblaut im Gemach zu den leise verhallenden Tönen der Trommel, die wie fernes Gewitter zu grollen schienen, und ein tiefes, bedeutungsvolles Schweigen folgte darauf.

„Ich kann kein Kalbfell mehr hören, ohne weich zu werden!“ begann der Invalid nach einer großen Pause und schüttelte sich, an der Unterlippe nagend. — „In dieser Musik liegt eine wunderbar ergreifende Gewalt; das alte, mürbe Herz fängt dann an zu zittern und zu beben, als sei es ein verliebtes Knabenherz, ich weiß nicht, ob vor Freud' oder Leid, und in dem alten Kopfe fahren die Erinnerungen hin und her, wie Blitze — die Vergangenheit wird wieder

hell und leuchtet in die dunkle Gegenwart hinein! — Pfui, Alter, schäm' Dich, willst Du noch zum Träumer werden? Jetzt, da Du schon mit einem Fuße im Grabe stehst? — Freilich, freilich, mit einem Fuße nur; der Andere ist schon hinabgestiegen — der Tod bekommt mich stückweise!"

Er lachte mit ernstem Angesichte. Keiner hatte den gutmüthigen Schwätzer, der gern von seinem verlornen Bein sprach, weil er es ihm geopfert, unterbrochen.

„Mit Verlaub, ihr Herren!" sprach er jetzt und setzte sich. Nachdem er ein neues Glas behaglich ausgeleert, fuhr er heiter fort: „Warum ich so spät gekommen? Aus Vorsicht. Da schlich mir ein verdächtiger Kerl durch die Straßen nach; blieb stehn, wenn ich stehn blieb, schritt weiter, wenn ich weiter schritt. Endlich redete er mich auch an, suchte mich vertraulich zu machen, fragte, wohin ich noch so spät gehen wolle, drückte mir Geld in die Hand, der Fuchs! Aber ich merkt' ihm was Polizeiliches an —"

„Nun?" fragte Gerard gespannt, wenn auch

scheinbar gleichgiltig lachend. „Hast doch seiner Neugier gebührend begegnet?“

„Ah! Der alte Georges kann auch schlau sein!“ antwortete dieser, den Kopf zurücklegend. „Ich hab' geredet, wie ein Hofnarr; aus allem Unsinn durft' er nichts herausschmecken, als die Bitterkeiten, die ich ihm eingab!“

„Recht so, recht so!“ tönte es von mehrern Seiten beifällig.

„Was hat man sich um unsere stillen Zusammenkünfte zu bekümmern?“ rief der Eine.

„Die wir dem Kaiser zu Ehren halten!“ ergänzte ein Anderer.

„Leider müssen wir sie geheim halten, wie schlechtes Gesindel!“ sagte Armand finster. „Die Regierung ist mit einer Verehrung nicht einverstanden, die doch so natürlich ist!“

„Gut, so verbergen wir dieselbe öffentlich und zollen ihr unter guten Freunden ihr Recht!“ bemerkte der General.

„Bis die Stunde zur That kommt!“ flüsterte Gerard seinem Nachbar Armand in's Ohr. — Alfred

hatte sich indessen dem Invaliden genähert und ihn begrüßt.

„Ei," jubelte dieser, „mein Herr Capitän! Hat mir's doch geahnt, daß Sie mit den Herren bald bekannt werden würden. Freut mich, freut mich!"

Dabei betrachtete er ihn mit Wohlgefallen und klopfte wieder mit seinem Holzfuße.

„Uebrigens," sprach er darauf, „bin ich heute schon einmal an Sie erinnert worden."

„Wie so?" fragte Alfred.

„Nun, durch den Kerl, von dem ich eben sprach. Er schien zu wissen, daß ich die Ehre habe, Sie zu kennen, und wollte gern erfahren, ob ich öfter mit Ihnen zusammenkäme."

„Und was hast Du ihm geantwortet?" forschte der Capitän weiter, in dessen Seele ein Argwohn rege wurde.

„Mit einem trockenen Nein!" erwiederte Georges. „Das ist ja auch die Wahrheit."

Alfred ging nachdenkend zu seinem Sitze zurück und schaute vor sich nieder. Seine Nachbarn sorgten indessen dafür, daß er sich nicht in Träumereien ver-

lieren möchte. Trinksprüche wurden ausgebracht, welche alle mehr oder minder vergleichende Beziehungen auf die jetzige und vorige Regierung enthielten.

Nach und nach wurde Alfred vom Weine aufgeregt und gesprächiger. Er fühlte sich leichter und freier um das Herz in einem, wie es schien, ganz gleichgestimmten Kreise, und obgleich Quesnel ihn bisweilen mit vielsagenden Blicken ansah, so hütete er doch seine Zunge immer weniger und gab in den unzweideutigsten Worten seine Gesinnungen kund. Man lobte dieselben von allen Seiten, so daß endlich der Ton des Rückhaltes mehr und mehr verschwand. Dem zu Folge ward die Unterhaltung lebhafter und ungebundener. Keiner verhehlte sein Mißfallen an dem jetzigen Zustande Frankreichs. Man sprach von schönen Hoffnungen, die unerfüllt bleiben müßten, wenn nicht etwas Entscheidendes geschähe; wenn die Besten der Nation nicht zusammenhielten und wachsam wären; wenn sie nicht an Thaten dächten für das Wohl des Vaterlandes. „Die That soll leben!" — Und die Gläser klirrten an einander und die Trommel dröhnte unter muthigen Schlägen, und

wiederholt rief es hier und dort: „Die That, die That!“ Einer der anwesenden Militärs warf seinen Degen auf den Tisch, gleichsam zur Bekräftigung des Spruchs, der von Lippe zu Lippe ging; ein Anderer folgte seinem Beispiele, in einer Minute lag der Tisch voll Waffen, auch Alfred hatte die seinige zu ihren blanken Genossen gesellt. „Und mein Schwert,“ sprach Quesnel zuletzt, „soll nicht fehlen, wenn das Vaterland seinen Dienst verlangt!“

„Es kommt die Zeit!“ rief Gerard, indem er mit einer Hand die blanken Klingen berührte und die andere hoch empor hielt. In dieser Stellung eine Weile verharrend, ließ er seinen Blick im Kreise umherschweifen, als wolle er den Freunden ein Gelübde abnehmen, welches er nicht aussprach. Endlich senkte er die Hand und hub auf's Neue an: „Die Krieger haben ihre Schwerter als Symbole der That vor unsern Augen entblößt. Die Stätte, wo sie liegen, ist geweiht zum Altar. Was sollen wir, die wir keine Waffen tragen, opfern, meine Freunde? Sollen wir zurückbleiben? Gewiß nicht! Hiermit geb' auch ich mein Theil — Haß und Tod allen Feinden

Frankreichs" — bei diesen Worten warf er seinen Handschuh hin — „Da liegt mein Fehdezeichen!"

„Auch das unsrige!" riefen Mehrere und thaten, wie Gerard gethan.

„Und ich armer, zerstückter Mensch," nahm jetzt der Invalid das Wort, die Augenbrauen niederziehend, „ich trage weder Waffen, noch Handschuhe mehr. Aber ich schwör' es bei meinem Beine von Holz, ich werde nicht ausreißen, sobald Der dort ruft! —" er zeigte auf des Kaisers Bild — „Kann ich nicht mehr fechten in den Vorderreihen, so will ich doch Lärm machen hinter der Fronte und die schönen, alten Märsche schlagen. Die Trommel her! Da! — Seid Ihr zufrieden, ihr Herrn?"

„Wohl!" antwortete Armand mit seiner rauhen Stimme und erhob sich. „Jeder thue, wie er vermag! Nicht das Schwert allein soll sich der That rühmen; meine Hand ist zu schwach, es zu führen. Achtet Ihr mich deshalb gering? Ich bin nichts, als ein Federheld, schreibe Flugschriften und Zeitungsblätter. Aber die Feder schneidet oft tiefer, als der geschliffene Stahl, und „Vorwärts!" heißt auch

mein Commandowort. Ja, auch das freie Wort ist eine That! Darum verachtet nicht meine Gaben!"

Und er tauchte eine Feder in rothe Dinte und ließ sie auf die Trommel fallen. Dann legte er seine neueste Broschüre dazu, die er als Mannscript für Freunde hatte drucken lassen, und in welcher unter dem Titel: „Frankreich und sein Fall!" geschichtliche und politische Aphorismen nebst „Briefen eines Staatsmannes über die letzten fünf und zwanzig Jahre" niedergelegt waren.

„Aber," fuhr Armand fort, nachdem er eine Zeitlang trüb und schweigend auf die zusammengehäuften Gegenstände vor sich gesehen hatte — „aber müssen unsre Herzen nicht traurig sein, so lange sich das Wort nicht zur That erheben kann, so lange die Arme ruhen, welche diese Waffen im Kampfe für die Ehre unseres schönen Vaterlandes schwingen könnten? Wir leben in einer Zeit der Ohnmacht; wir haben unsre Mannheit mit unserm Ruhme begraben und sitzen jammernd und trostlos auf Golgatha."

Er winkte, und die Fahne ward ihm gereicht. Langsam rollte er sie auf; vor Aller Augen ward die

Inschrift: „Pour la patrie!“ sichtbar, welche auf schwarzem Florgrunde mit großen, feuerrothen Buchstaben leuchtete. Mit ihr bedeckte er den Schmuck des Tisches und sprach mit erhobener Stimme weiter: „Die Flügel des gewaltigen Adlers sind gebunden, meine Freunde! Und darum wird unser Fest zum Trauerfest, denn auch wir sind gelähmt, so lange er nicht frei ist —“

„Pfui, Armand,“ fiel ihm Gerard in's Wort, „warum so muthlos? Wer heißt Dich an der Zukunft zweifeln? Sind wir nicht Franzosen, sind es nicht Millionen mit uns?“

„Bravo! Bravo!“ tönte es im Kreise.

„Einer für Alle und Alle für Einen!“ rief jener begeistert dazwischen.

„Nun denn,“ begann Armand wieder, der auf diese Wirkung seine Rede berechnet zu haben schien — sein Auge blitzte — er richtete sich hoch auf — „Geben wir uns jetzt die Hände darauf! Einer für Alle und Alle für Einen!“

Die Anwesenden erhoben sich von den Stühlen und reichten sich stehend die Hände über der Fahne.

„Im Namen des Vaterlandes und der Nation!“ sagte Gerard, und Alle wiederholten laut und einstimmig seine Worte.

Lenoir's Herz pochte. Er dachte an sein Gelübde, sich in kein geheimes Bündniß einzulassen. Doch — er war ja nur Gast! Dieß und nicht minder die Gegenwart des Generals, von dem er Aufschlüsse erwarten konnte, beruhigten ihn. Sollte er sich Vorwürfe machen? Ueberdieß war er der immerwährenden Bedenklichkeiten längst müde, so daß er sie, wenigstens für diesen Abend, herzlich gern zurückwies.

Nachdem man sich wieder gesetzt hatte, folgte eine allgemeine Stille, die natürliche Begleiterin feierlicher Momente, welche, nach dem Sprichwort, wie ein Engel, mit leisem Flügelschlag durch die Gesellschaft rauscht. Allmählich erst löste sich das Siegel, welches ein mächtiger Eindruck auf jeden Mund gedrückt hatte. Der Nachbar flüsterte leise zum Nachbar, Viele saßen in sich versunken, und bald griff Einer und der Andere nach dem Hute, um das Zeichen zum Aufbruch zu geben.

Die Fahne ward zusammengerollt und wieder an

die Wand gelehnt, wo sie erst gestanden. Schweigend nahmen Alle, eingedenk dessen, was sie gelobt, ihre Waffen u. s. w. zurück. Der junge Wirth dankte gerührt seinen Gastfreunden für ihren Besuch. Die Nacht war bereits tief hereingebrochen.

„Meine Herren!" hub der alte Stelzfuß an, welcher seine liebe Trommel zwischen die Kniee genommen und sein Mützchen, wie einen Rosenkranz, durch die Finger laufen ließ. „Meine Herren, lassen wir auch heute nicht von dem alten guten Brauche; beschließen wir den schönen Abend mit einem gemeinschaftlichen Gesange zum Abschied!"

Der Vorschlag fand eine geneigte Stimmung.

„Aber nichts Trauriges!" fuhr jener fort. „Ihr wißt ja, was ich meine!" Damit summte er die Melodie eines Liedes, welches den Meisten bekannt schien.

„Wohl," riefen Mehrere, „das Lied von der Wiederkunft!"

Der Elsasser öffnete einen Wandschrank und nahm eine Anzahl handschriftlicher Exemplare heraus, welche er unter die Anwesenden vertheilte.

„Georges!“ sprach er, „begleite uns mit der Trommel!“

Dieser warf die Klöppel freudig in die Höhe, fing sie geschickt wieder auf, und gab mit einem kurzen Wirbel das Zeichen zum Gesange. Einzelne Schläge während dem letzteren und ein paar Takte aus einem Marsche nach jeder Strophe — dieß war die einfache Musik, zu welcher folgendes Lied gesungen ward:

„Verleug'nen im Unglück Dich,
Gefang'ner Held, die Schwachen,
Wir halten stark an Dir
Und wollen Dein Haupt bewachen.

Wir senden zum einsamen Strand
Die Wünsche, die Gedanken,
Die Wogen rauschen es Dir,
Daß nicht die Treuen wanken.

Du aber, gürte um
Das Schwert, gewohnt zu siegen,
Setz' auf den Feldherrnhut
Und laß die Banner fliegen!

Es trägt Dich stolz das Meer,
Das Meer, was Dich geboren,
Nach Frankreich, das Dein Geist
Zum Land des Ruhms erkoren.

Die Schaaren sammeln sich,
Die längst schon Deiner harrten,
Es schließt sich Mann an Mann,
Voran die alten Garden!

Schlag, guter Tambour, schlag,
Bis daß die Trommel geborsten,
Der Adler fliegt heraus,
Um wieder frei zu horsten. *)

Des Königs Zapfenstreich
Hat er so lange vernommen,
Der kaiserliche Aar
Muß wieder zu Ehren kommen!

---

*) Hindeutung auf einen Vorfall bei'm sechsten Linienregimente, das der Oberst Marquis Labedoyere führte. Soldaten und Chefs, ungeduldig, ihren Kaiser zu sehen, kamen in eiligem Laufe herbei und warfen sich ihm zu Füßen. Man zerschnitt eine Trommel und zog einen Adler hervor, welchen man darin versteckt hatte. Eine andere Trommel barg dreifarbige Kokarden, und in einem Augenblicke waren die Farben des Königreichs verschwunden. Anm. des Verf.

Schlag, guter Tambour, schlag,
Die Bajonette blitzen,
Siehst Du dort hoch zu Roß
Den großen Kaiser sitzen?

Der Löwe von Elba kehrt
Zurück zu seinen Söhnen,
„Der Löw' ist wieder frei!"
So soll die Losung tönen. —"

Die Gesellschaft ging auseinander; um Aufsehen zu vermeiden, durch zwei verschiedene Ausgänge. —

„Gerard!" sprach Armand vor der Thüre, auf einen jungen Mann deutend, der mit einem kurzen: „Gute Nacht!" von ihnen Abschied genommen und eiligen Schrittes sich entfernte. „Hast Du den Milchbart beobachtet, der so eben von uns ging?"

Der Gefragte nickte mit dem Kopfe und lachte bitter.

„Ein ängstlicher Patron!" antwortete er darauf. „Den ganzen Abend hat er kein Wort gesprochen und mit scheuen Blicken um sich geschaut, als schlüg' ihm das Gewissen!"

Es war übereilt von uns, ihm jetzt schon Zutritt zu unserem Kreise zu gestatten!" entgegnete jener mürrisch. „Lassen wir ihn nicht aus dem Auge! —"

Sie gingen einige Schritte weiter, ohne zu reden.

„Und hast Du bemerkt," begann Gerard auf's Neue, „mit welcher Theilnahme das Lied von der Wiederkunft gesungen wurde? Sie sind Alle toll vor Schwärmerei für Bonaparte."

„Ich habe nasse Wimpern gesehen. Gut, sehr gut! Das fördert uns. Vor der Hand muß Er zurück, wenn etwas glücken soll, er hat die Armee für sich."

„Der junge Capitän läßt sich vortrefflich an."

„Nur bedächtig, Gerard, er ist noch nicht gewonnen!"

„Doch wenigstens gefangen!" erwiederte dieser lachend.

„Es gibt noch Vieles dabei zu bedenken. Der alte Quesnel, sein Freund, der uns ihn eigentlich in das Netz geliefert, ist nicht zuverlässig genug. Wir müssen selbst aufpassen. — Nun, auf Wiedersehn!"

„Leb' wohl!"

Viertes Bild.

Die Entscheidung.

Herr von Cruſſol und der Graf Emil gingen neben einander mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Beide befanden ſich in heftiger Gemüthsbewegung, beide zwangen ſich, nicht ohne große Anſtrengung, zu ſcheinbarer, äußerlicher Mäßigung. Jener ſetzte ſich jetzt, erſchöpft Athem holend, an den Schreibtiſch, das Haupt in die linke Hand geſtützt, während die andere Briefſchaften und Papiere durchblätterte. Der Graf nahm mit unwilliger Miene ein Buch, ſchlug es auf und ſah einige Minuten lang hinein, ohne ſich um den Inhalt zu bekümmern. Dann legte er es wieder bei Seite, zog langſam die Handſchuhe an und ſchien dabei, nach dem unbeweglich ſitzenden Herrn von Cruſſol hinblickend, auf paſſende Abſchiedsworte zu ſinnen. Eben wendete ſich der letztere; Emil hatte den Hut ergriffen und trat näher.

„Sie wollen schon fort?“ fragte Herr von Crussol überrascht und im Tone eines Vorwurfs.

„Es ist besser, daß ich gehe,“ erwiederte der Graf ernst. „Unser Gespräch,“ fügte er hinzu, „würde doch keinen glücklichern Ausgang nehmen, wollt' ich es auch wieder anknüpfen. Vielleicht sind wir nicht in der Stimmung, uns zu verständigen.“

„Zuversichtlich gesprochen, sehr zuversichtlich! Sollte man nicht denken, ich sei ganz unzweifelhaft im Unrechte? — Alles bei Seite gesetzt, Herr Graf, so sind Sie wenigstens nicht dankbar gegen mich!“

„Eine Anklage, die Sie gewiß nicht wiederholen, Herr von Crussol, wenn Sie ruhiger denken werden!“

„Kann ich Ihnen mehr meine Achtung — meine väterliche Liebe beweisen, als wenn ich Ihnen Sohnesrechte gebe?“

„Kann man das wohlerworbene Recht des Einen auf einen Andern übertragen, ehe jener in den Tausch gewilligt? Ich meine, nein!“

„Lenoir hat sich seines Rechtes unwürdig gemacht!“

„Wodurch?“

„Durch — durch seinen Ungehorsam, um Ihnen Eins anzugeben, da Sie durchaus Antwort haben wollen."

„Ungehorsam? Weil er Ihre Protection verschmäht hat? Gesetzt den Fall, Sie verlangten von ihm, er solle seinen religiösen Glauben ändern, er aber weigerte sich — würden Sie ihn auch des Ungehorsams beschuldigen?

Herr von Crussol lachte.

„Wie doch die heiße Jugend Eins mit dem Andern verwechselt!" fuhr er dann mit ziemlich höhnischem Ausdrucke fort. „Junger Mann, wenn Sie erst so lange, wie ich, gelebt haben, so werden Sie die Welt mit ganz andern Augen ansehen!"

„Sehr wahrscheinlich! Aber schwerlich werde ich meine heutige Meinung geändert haben!" versetzte der Graf nachdrücklich, die Hand auf das Herz legend. „Auch die politische Ueberzeugung ist ein Glaube, den der Mann von Ehre unter allen Umständen, selbst wenn es sein Unglück wäre, festhält!"

Es entstand eine große Pause. Herr von Crussol sah mit einem starren Blicke zu Boden und seufzte.

„Einſt dachten Sie anders!“ begann Emil von neuem. „Einſt war Ihnen dieſer Alfred ganz recht! — Und daraus iſt alles Unheil entſtanden, was jetzt nicht allein dieſen und Ihre Tochter, ſondern auch Sie ſelbſt trifft. O, es könnte ſich doch Alles ſo glücklich löſen. —“

„Es iſt zu ſpät!“ unterbrach ihn Jener heftig, abwehrend die Hand ausſtreckend.

„Leider iſt viel verdorben, aber noch nicht Alles! — Laſſen Sie Alfred, wie er iſt, wie er ſein muß!“

„Muß?“

„Wenn er ſich nicht ſelbſt verläugnen will. — Er iſt brav.“

„Er iſt —“ Herr von Cruſſol hielt inne, die Stirn in finſtre Falten ziehend. Leiſer fuhr er fort, als ob er ſeinen eignen Worten mißtraute, und ſah dem Grafen ſcharf in's Auge: — „Er iſt ein Feind der Regierung!“

„Höchſtens im Herzen!“

„Nein, nein, ſag ich; ich habe Beweiſe!“

„Beweiſe? Und die wären?“

„Die Aussagen Bertrands, seines ehemaligen Kameraden und Freundes!"

„Seines Freundes? Und sie glauben einem solchen Freunde? Einem Zwischenträger, einem Angeber, einem —"

„Still, still, die Zukunft wird das Weitere lehren. Uebrigens — wiegt denn der Brief gar nichts, durch welchen ich vor Alfred als einen gegen seine Braut, (wie Beatrice genannt wird), treulosen Verräther gewarnt werde?"

„Der Brief ist ohne Namensunterschrift, wie Sie sagen, und kann nichts gelten, vielmehr läßt er vermuthen, daß die Beschuldigung eine elende Erfindung sei. Dergleichen verkappte Warner sind in tausend Fällen gegen einen — Verläumder, Schurken, die man verachten muß! Das ist meine Meinung. Alfred sieht nicht aus, wie ein Mädchenfänger, der an zwei, drei verschiedenen Orten Liebe und Treue schwört. Er hat es bewiesen, daß er ein beharrlicher Charakter ist."

Herr von Crussol konnte darauf nichts entgegnen und schwieg.

„Sie kann mit ihm nicht glücklich werden!" sagte

er endlich, mehr in sich hinein, als zu dem Grafen gewendet.

„Würde sie es mit mir sein, den sie nicht liebt?" fragte dieser leise und lauernd — „Ich zweifle!" fügte er hinzu und ergriff die Hand Crussols. — „Bedenken Sie, daß hier das Leben Ihrer Tochter auf dem Spiele steht! Sie liegt erkrankt von dem ersten heftigen Sturme, welcher an ihr vorüberzog. O verhüten Sie einen zweiten, — der Verlust eines einzigen lieben Kindes muß sehr schmerzlich sein!"

„Ich könnte sie opfern!" sprach der Angeredete durch die Zähne und zog seine Hand zurück.

Emil sah ihn groß an. Dann ließ er schwermüthig sein Haupt sinken. Die Worte mangelten ihm zum Weitersprechen. Mit einer stummen Verbeugung wollte er sich empfehlen —

„Emil!" rufte ihm Herr von Crussol nach, der düster mit verschränkten Armen stehen blieb, und mit fast schmerzlichem Ausdrucke sprach er, als jener zurückkehrte: „Emil! auch Sie sind nicht der, welcher Sie scheinen!"

Der Graf war betroffen.

„Sie sind nicht nach Paris gekommen, um eine Stelle bei unserm Hofe zu suchen!" fuhr Herr von Crussol fort. — „Gestehn Sie es nur, sie gehören zu den Unzufriedenen —"

„Wie kommen Sie dazu," unterbrach ihn Emil, „mir diesen Namen beizulegen?"

„O, ich könnte Ihnen noch mehr sagen!"

„Nun?"

„Auch Sie schwärmen für Bonaparte —"

„Und wenn dieß wäre?"

„— Ihre Reiseroute war nicht ganz dieselbe, wie Sie behaupten!"

Emil konnte sein Verlegenheit und seinen Zorn nicht bergen.

„Herr von Crussol!" sprach er, sich auf die Lippen beißend. „Es scheint, als ob Sie seit einiger Zeit seltsame Postenträger hätten. Hat man Ihnen auch über mich einen Brief ohne Unterschrift zugesandt?"

„Beleidigt? Gut, das bestätigt meinen Verdacht!"

„Verdacht?" fuhr Emil auf.

„Ich wollte Ihnen nur beweisen, Herr Graf, daß nicht alle Quellen lügen, wie Sie gern anzunehmen

geneigt sind!" erwiederte jener mit anscheinender Ruhe. Die Hand über die Stirn streichend, unterdrückte er, was er noch zu sagen im Begriffe war.

Ein eintretender Bedienter, der Herrn von Crussol abrufte, unterbrach das drückende Gespräch.

Eine heitre Miene annehmend, reichte dieser dem Grafen die Hand zum Abschied, als ob unter ihnen nichts Unangenehmes vorgefallen wäre. „Ich höre eben, daß es mit der Gesundheit Beatricens sich in den letzten Stunden bedeutend gebessert hat," setzte er hinzu; „sie befindet sich schon außer dem Bette. Auf baldiges Wiedersehen also!"

Der Graf entfernte sich zerstreut. Was er bisher als tiefstes Geheimniß bewahrt, daß er ein Anhänger Napoleons sei, mußte Herrn von Crussol hinterbracht worden sein. Und in der That war es keine bloße Vermuthung, was dieser über Emils Reise geäußert. Es konnte kein Zweifel sein, daß hierbei ein arger Spion die Hand im Spiele habe. Aber wer? — Und wie waren die Entdeckungen geschehn? — Der Graf war eine längere Zeit unter einem fingirten Na-

men und mit falschem Passe gereist. Nirgends hatte man Verdacht geschöpft.

„Sollte," fragte sich Emil, „der sogenannte Freund Alfred's auch hier thätig gewesen sein?" Mancherlei Gründe sprachen dafür und dagegen. Er nahm sich vor, bei erster Gelegenheit mit dem Capitän zu reden und um Auskunft über Bertrand zu bitten, den er nie gesehen hatte. Alfred war mit demselben seit jenem Zwiespalt auf der Straße nicht mehr zusammengekommen, doch fürchtete er sich von ihm aus der Ferne beobachtet. Daß Bertrand nichts Gutes im Sinne habe, argwöhnte er schon längst. Er theilte dieß auch seinem väterlichen Freunde, dem General mit, doch diesem schien es jetzt selbst an Rath und Trost zu gebrechen — er sprach von schlimmen Wirren, die sich allenthalben zeigten, von Gefahren, welche aus naher Zukunft herüberdrohten, und war überhaupt sehr traurig und niedergeschlagen. „Wohl dem, der den Ereignissen fern steht!" sprach er wiederholt. In Beziehung auf Beatricen rieth er dem Capitän, er möge vor allen Dingen Herrn von Crussols Gunst durch scheinbare Annäherung an dessen Meinungen wieder

zu gewinnen suchen, um glücklich zu werden. Alfred fühlte sich auf das Schmerzlichste berührt, den General so sprechen zu hören, und erwiederte mit Bestimmtheit, daß er nimmer und nimmer seine wahre Gesinnung verläugnen werde, selbst wenn Beatrice zum Opfer würde.

„Ich muß," sagte er, „mich an den Gedanken gewöhnen, die Geliebte für diese Welt zu verlieren. Meine Ehre verlangt es. Viele Banden sind zerrissen, so mag auch diese reißen, wenn das Schicksal nicht anders will. Eine neue Zeit bricht herein und Gottlob! in Frankreich sind noch viele Brave, welche den Kaiser schützen werden, wenn er zurückkehrt, um sein Reich wieder zu fordern.

Alfred hatte den festen Glauben gewonnen, daß die Herrschaft der Bourbonen sich zu Ende neige. Allerdings ging auch im Volke das Gerücht, der Verbannte auf Elba treffe Anstalten, sich einzuschiffen, und die Regierung hatte bereits Vorsichtsmaßregeln genommen. Nicht geringe Hoffnungen setzte sie auf den nahen einundzwanzigsten Januar, an welchem Tage die Todesfeier Ludwigs des Sechzehnten statt fin-

den sollte. Die allgemeine Trauer um den unglücklich Gefallenen sollte die leicht erregbaren Herzen der Franzosen wieder fester an das Geschlecht der Bourbonen knüpfen. Deshalb hatte man auch die Beisetzung mit dem höchsten Gepränge zu vollziehen beschlossen.

Alfred sah unmuthig dem Comödienspiel entgegen, bei welchem man den Moder des Grabes aufputzen wollte, um die Nation zu blenden. Er hoffte indessen, daß das letztere nicht gelingen werde. Derselben Meinung schienen auch Armand und Gerard, welche er bei einem zweiten Besuche im Hause des Generals traf. Sie legten Briefe aus der Provinz vor, von denen sich auf ein weitverzweigtes Bündniß schließen ließ. Die Namen bedeutender Männer wurden genannt, welche sämmtlich eine Veränderung der jetzigen Regierung wünschten und zu befördern bereit wären. Alfred glühte; er vergaß sein Versprechen, welches er einst Beatricen gegeben hatte, und zeigte sich geneigt, Mitglied einer Verschwörung zu werden, welche die Rückkehr Napoleons und dessen Unterstützung vorbereitete. Armand und Gerard wurden offenherziger, sie schienen durchaus kein Mißtrauen in Alfred zu setzen,

obgleich sie ihm sein Ehrenwort abnahmen, über Alles, was er von ihnen und ihren Genossen gehört, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Er hatte nur noch einen Schritt zu thun, um dem Bunde zu verfallen. Noch schwankte er, und man ließ ihm gern Zeit zur Ueberlegung. Quesnel that nichts, um ihn zurückzuhalten — ihn band ein Eid; doch konnte man es auf seiner sorgenvollen Stirne lesen, daß er desselben entbunden zu sein wünsche, daß er bereue, ihn geleistet zu haben. Dem Capitän entging diese Bemerkung nicht; er konnte sich nicht verhehlen, daß der General eine etwas zweideutige Rolle spiele.

Eines Tages hatte ihn derselbe durch ein Billet zu sich einladen lassen, das mit den ermuthigenden Worten schloß: „Du wirst einen Bericht mit anhören, der Dir große Freude gewähren soll, er wird Dir eine neue Hoffnung für die gute Sache geben, die wir vertheidigen. Noch darf ich Dir nichts Näheres darüber sagen, mein Sohn, komme selbst und höre! Die Vorsicht will es, daß wir die Zusammenkunft in den spätern Abendstunden halten. Sorge auch dafür, daß man Dich nicht an der Kleidung erkenne!“

Der Ton dieses Briefes gefiel ihm. Als es dunkel geworden war, schlich er sich fort, leider dießmal vom Krankenlager seiner Mutter, welche schon seit einiger Zeit sich unwohl fühlend, in den letzten Tagen an heftigen Anfällen von Schwindel gelitten hatte. Ihre fortwährende bange Sorge um den geliebten Sohn hatte ihre schon früher erschütterte Gesundheit noch mehr untergraben und besonders ihre Nerven geschwächt. Dazu war noch der Umstand gekommen, daß neulich Bertrand in Alfreds Abwesenheit sich rückhaltslos über dessen gefährdete Zukunft gegen die arme Frau ausgesprochen hatte. Vielleicht hatte er mit Absicht zu seinem Besuche die Zeit gewählt, wo er Alfred nicht zu Hause wußte. Die ängstliche Mutter sah ihren Sohn schon am Rande des Abgrundes und ängstigte sich mit zitterndem Herzen. Nicht minder bedenklich äußerte sich Bertrand über seines Freundes (so nannte er Alfred immer noch mit schlauer Berechnung und erheuchelter Theilnahme) Verhältniß zu Beatricen und deren Vater. „Ich habe ihn oft gewarnt," fügte er zu seinen Entdeckungen mit scheinbarer Wärme hinzu, „aber er hat auf meine Rede

nicht geachtet, hat meine Worte für leer und unnütz gehalten und, anstatt mir für meinen guten Willen zu danken, mich verletzt und von sich gewiesen."

Auf diese Weise schmeichelte er sich in das Vertrauen der arglosen Alten ein, um zu erfahren, wie Alfred von ihm geredet. Sein Plan glückte ihm jedoch nicht, da jener in dergleichen Angelegenheiten sehr schweigsam war, nicht, weil es ihm an Offenherzigkeit gegen die Mutter mangelte, sondern weil er sie so viel als möglich zu schonen pflegte.

Bertrand verließ die schmerzlich angegriffene Wittwe und versprach, bald wieder zu kommen. Sie mußte sich an diesem Abende, (es war derselbe, wo Alfred bei Beatricen gewesen und dann nach dem Clubb gegangen war), zeitig zu Bett legen und sah ihren spät zurückkehrenden Sohn erst am andern Morgen. Sein muthiger, unbewölkter Blick, mit welchem er sie grüßte, tröstete sie zwar einigermaßen, doch als sie ihm von Bertrands Besuch erzählt und Alfred seine Verstimmung nicht verbergen konnte, da kehrten gesteigert ihre Besorgnisse zurück und, ohne daß sie den-

ſelben Worte gab, nagten ſie an ihrer Seele und nährten ihre Krankheit.

Heute, als Alfred des Generals Billet empfing, ging es mit ihrem Zuſtande ziemlich gut; ſie hoffte, an dem Tage einige ihrer gewohnten Geſchäfte wieder vornehmen zu können und bald ganz zu geneſen. Alfred empfand darüber die innigſte Freude. Der Tag ſchien ihm ein Tag des Glückes und der Hoffnung.

Bei Quesnel angekommen, fand er mehrere Genoſſen des Clubbs, auch Armand und Gerard, bereits verſammelt. Höchſt verwundert aber war er über die Anweſenheit eines jungen Mannes, den er bisher eher für einen Feind von ſich und für einen Freund der Bourbonen gehalten, als für einen Gleichgeſtimmten, nämlich den Grafen Emil. Er wußte kaum, was er davon denken ſollte, ihn hier, in dieſem Kreiſe zu ſehn. Der Graf kam ihm freundſchaftlich entgegen und verſicherte ihn mit aufrichtiger Herzlichkeit, daß er an der neulichen Scene im Hauſe des Herrn von Cruſſol gänzlich unſchuldig ſei. Nachdem Manches über Beatricen hin- und hergeredet worden war, brachte er

das Gespräch auf Bertrand und sagte dem Capitän unverholen, welche Vermuthungen er in Beziehung auf jenen zweideutigen Menschen hege. Man kann sich Alfreds Ueberraschung vorstellen, als Emil seine Angaben beendiget und unter Anderm seine letzte Unterredung mit Herrn von Crussol, welche wir den Lesern mitgetheilt haben, genau berichtet hatte. Der Capitän drückte für diese Aufschlüsse seinem neuen Freunde mit schwerem Herzen dankbar die Hand und versprach ihm, auf seiner Hut zu sein. Gerard war hinzugetreten und hatte die letzten Worte gehört. „Laßt nur," sagte er mit höhnischem Lächeln, „laßt, ihr guten Herrn; wir fangen ihn schon, diesen Spürhund, der uns Allen lange verdächtig ist. Dann soll er uns von seinem versteckten Treiben Rechenschaft geben, blutige Rechenschaft, das versprech' ich Euch!"

Beide schwiegen bei dieser Aeußerung, welche auf die verborgene Wirksamkeit eines dunklen Vehmgerichtes hinzudeuten schien. Alfred versank in stille Betrachtungen und setzte sich nachdenkend in einen Winkel, ohne an den Verhandlungen der Uebrigen Antheil zu nehmen. Quesnel weckte endlich den

Träumer und lenkte seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge.

Nach einer Weile fragte er ihn: „Du bist also entschlossen, mein Sohn, für den Kaiser zu kämpfen und, wenn es gält, zu bluten und sterben?"

„Sie wissen ja, General —" begann Alfred, im Begriffe, eine ausweichende Antwort zu geben; er unterdrückte jedoch dieselbe beschämt, und mit Zuversicht entgegnete er: „dem Kaiser mein Leben! Meine Hand darauf, ich bin entschlossen!"

„Es kann Dir nicht entgangen sein, Alfred daß Du Dich unter Leuten befindest, die nicht zufällig zusammen kommen —"

„Wie?" erwiederte jener, einigermaßen überrascht.

„Du fragst noch? hast Du nicht Augen zu sehen, Ohren zu hören?"

Der General brach ab, als man ihm rief. Er zog Alfred mit sich fort: „Komm, mein Sohn, komm! Wisse, unser Graf Emil hat auf seiner Reise den Umweg über Elba gemacht und wird uns jetzt Bericht erstatten."

Die Gesellschaft hatte sich vermehrt. Alle setzten sich im Kreise und Emil nahm das Wort.

„Wie es mir gelang," hub er an, „durch einen unserer Freunde in Livorno nach Elba zu kommen, ist den Meisten von Euch schon bekannt. Er verschaffte mir die Mittel, meinen Weg ruhig fortzusetzen und die Spione der französischen Polizei, die sich in Livorno aufhalten, zu täuschen. Laßt mich darüber hinweg gehen und zu dem Wichtigeren eilen. Zu Porto Ferrajo schiffte ich mich aus; ich galt für einen Engländer, der gekommen sei, den großen Feldherrn zu sehen." —

„Ja," warf Gerard hohnlachend dazwischen, „diese Rule-Pudding-Menschen schauen ihn, wie ein wildes Thier im Käfig an. Aber weiter, Herr Graf!"

Dieser fuhr fort: „die liebenswürdige Prinzessin Borgheſe empfing mich. Ihr lebhafter Geist sprühte mir, gleich einem blendenden Feuerwerke, entgegen; wahrscheinlich vermuthete sie, daß ich nicht blos hier sei, um meine Neugier zu befriedigen, und versuchte, meine diplomatische Haltung außer Fassung zu bringen. Sie richtete eine Menge Fragen hintereinander

an mich, ehe ich Zeit gewann, eine einzige zu beantworten. Sie deutete auf meine wichtigen Depeschen hin —"

„Die Sie doch hoffentlich geleugnet haben?" fragte rasch und mißtrauisch Armand, indem er sich erhob.

„Nur ohne Sorge!" antwortete der Graf ruhig. „Die Prinzessin, welcher es nicht gelungen war, mich durch ihre feine und bezaubernde Koquetterie zu besiegen, hat mir selbst das beste Zeugniß über mein Benehmen ausgestellt. „Er ist kein Mensch, er ist eine Bildsäule von Marmor!" hatte sie von mir zu dem Kaiser gesagt.

„Das wird ihm gefallen haben!" bemerkte der General. „Er liebte immer diese unnahbare Verschwiegenheit."

„Und doch," entgegnete der Graf, „war mein Verdienst sehr gering dabei. Meine Gefühle und Gedanken waren ja nur auf den unglücklichen Kaiser hingewendet, vor dem zu erscheinen ich im Begriff stand. Mein Herz schlug laut vor Erwartung, meine Seele war zaghaft und erhoben zugleich. Endlich

kam der Großmarschall, der treue Roland des Kaisers, und bat mich, ihm zu folgen. Er führte mich in einen mäßigen Saal, der von einigen Wachskerzen erhellt war. Der Odem stockte mir in der Brust, an der Schwelle hätte ich mögen auf die Kniee niedersinken. Auf einem Stuhle lagen Napoleons Schwert und der kleine Hut mit dem grauen Ueberrock, die beide so berühmt geworden sind. Ich heftete meine Blicke starr auf diese Gegenstände und überdachte die Schlachten der Vergangenheit."

Emil hielt ein wenig inne. Mit vorgebeugtem Haupte saß Alfred lauschend da, wie in Stein verwandelt. Die Pause schien ihn in das Leben zurückzubringen; er drückte beide Hände gegen die Brust, als der Graf von neuem anhub: „Der Großmarschall hatte mich allein gelassen. Als ich die Augen wieder aufschlug, stand Napoleon vor mir."

Ein leises Aufathmen wehte durch den Kreis der Zuhörer.

„Wie soll ich ihn beschreiben? Wie soll ich der Empfindung Worte geben, die sich meiner urplötzlich in seiner nächsten Nähe bemächtigte? Glaubt mir,

meine Freunde, ich bildete mir, ehe er kam, schon alle bedrängenden und erhebenden und bewältigenden Gefühle erschöpft zu haben, und nun, da ich ihn wieder sah — ach, wie ward mir! So muß es einem armen Sterblichen bei einer überirdischen Erscheinung zu Muthe sein! Der größeste aller Lebenden richtete seine Angen auf mich, ich sollte ihn ansehen, mit ihm reden — mein Gott, was hatte ich gedacht, als ich die Sendung übernahm? Wahrlich, bei den Blitzen aus diesen Augen klopft Einem das Herz stärker, als gegenüber dem feindlichen Geschütz, oder wem es nicht so ist, der hat kein Gefühl für solche beispiellose Größe!"

„Bravo, bravo!" riefen Mehrere. „Das ist der Kaiser, wir erkennen ihn!"

Gemäßigter sprach der Graf weiter: „Etwas außerordentlich Rührendes lag in seiner äußerlichen Einfachheit, die, wie gewohnt man sie auch an ihm ist, doch an diesem Orte und unter diesen Umständen, schmerzlich auffiel. Er trug eine grüne Uniform, ohne andere Auszeichnungen, als die Epauletts und das

Kreuz der Ehrenlegion mit dem Sterne; die weißen Beinkleider, Strümpfe von weißer Seide und Schuhe mit goldenen Schnallen bedeuteten eine Art von Toilette — seine Schwester hatte ihm nämlich eine Abendgesellschaft gegeben, nach welcher er — die Mitternachtsstunde war schon vorüber — zu mir kam. Als ich mich ein wenig von meinem ersten gewaltigen Eindruck erholt, betrachtete ich mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Wehmuth sein in Folge der vielen Mühen und Nachtwachen bleiches Antlitz und die schöne, hohe Stirn voll Majestät und geistiger Ueberlegenheit. Die Etikette gestattete nicht, mich ihm zu Füßen zu werfen, sonst würde ich es unfehlbar gethan haben, so ergriff mich seine Erscheinung, die nichts Aehnliches nichts Vergleichbares hat. Ich fühlte tief, daß Napoleon über alle Nebenbuhler seines Ruhms und seiner Hoheit erhaben sei, erhaben noch in seiner Verbannung, nach seinem Falle!"

Beifallsäußerungen unterbrachen abermals den Erzähler. Es dauerte eine geraume Weile, bis er wieder zu Worte kommen konnte.

„Jetzt," fuhr er fort, „jetzt vernahm ich seine

Stimme — Ihr wißt, welche hinreißende Gewalt in ihr anklingt! Als er mich fragte, ob ich zu Wasser oder Land aus Frankreich gekommen, nahm ich Gelegenheit, ihm die Straße des St. Bernhard zu nennen, auf welcher Alles mit Erinnerungen an den Kaiser erfüllt sei. Nach einigem Stillschweigen sprach er, die Arme ineinander schlagend: „Es war eine schöne Zeit!" Dabei blickte sein Auge so mild, daß man aus demselben kaum errathen hätte, von welchen Tagen die Rede sei. Der Moment schien mir günstig; rasch und feurig entgegnete ich: „Rufen Sie die Zeit zurück, Sire! Das Volk, das Heer wartet mit schmerzlicher Ungeduld. Sie singen im Geheimen schon Lieder auf die neuen Siege, welche noch im Schooße der Zukunft ruhen. In Ihren Händen, Sire, liegt die Macht." — Seine Lippen lächelten wohlgefällig, ich hielt inne. „Nur nichts übereilt!" sprach er nachdenklich. Dann richtete er die lebhafte Frage an mich: „Was denkt man in Frankreich von den Bourbons?" Ich zuckte mit den Achseln, in Verlegenheit, was ich erwiedern sollte."

Bei diesen Worten lachte Gerard laut auf. „Ein

Achselzucken," rief er, „das ist ja wahrlich schon Erwiederung genug!"

— „Nach einer Pause," sprach jener weiter, fügte ich hinzu, daß die Burbonen uns nicht verstünden, und daß ihre Diener ihnen mehr schadeten, als nützten. Niemand hasse sie eigentlich und Niemand liebe sie, aber Alle stellen Vergleiche an mit dem Jetzt und Sonst. Napoleon neigte mit verächtlicher Miene das Haupt; er fand die richtigsten Worte zu dem Urtheile über die Bourbons, indem er lachend sagte: „die Bourbons haben nichts gelernt und nichts vergessen!"

Ein lautes Gelächter schallte ringsum. Man wiederholte des Kaisers Ausspruch als höchst bezeichnend und Alfred rief unwillig dazwischen: „Wohl! Aber ist es nicht eine Schmach, sich unter einem solchen dürren Scepter beugen zu müssen, das niemals wieder frische Blätter treiben wird? Wofür haben wir und unsere Eltern so viel Blut dahin gegeben? Wofür haben wir eine große, eine ehrenvolle Vergangenheit erkämpft? Ehrenvoll, ja! Ist nun das Ehrgefühl der Franzosen so geschwind in Schlaf gesunken?"

Armand erhob sich: „Ereifre Dich nicht, junger Held, Du wirst Genugthuung erhalten! Auch der Löwe bedarf der Ruhe, doch wenn er erwacht, zittern die Thiere des Waldes. Laßt uns jetzt weiter hören, meine Freunde!"

Emil nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf: „Nach jener Bemerkung verlangte der Kaiser Auskunft, was man in Frankreich von ihm denke? Ich antwortete ihm, daß er die bei weitem größeste und stärkste Parthei für sich habe; daß man ihn bewundere und liebe. „Liebe?" wiederholte er, mich unverwandt ansehend. Endlich setzte er hinzu: „Ja, nur die Verläumder können mich einen Tyrannen nennen! ich that, was ich mußte — gewiß, ich war ein Vater der Franzosen! —" „Sie verlangen den Kaiser zurück!" schaltete ich ein. Die Worte scheinbar überhörend, begann er wieder: „Der Adel ist nicht für mich! Oh, ich bin ein König des — Pöbels!" Meinen entschiedenen Widerspruch schien er sehr wohl aufzunehmen, denn sein verfinstertes Antlitz erheiterte sich wieder. Er befragte mich nun über mehrere Mitglieder des Staatsraths, ohne des Fürsten von Benevent und

des Herzogs von Otranto zu erwähnen. Plötzlich brach er ab und ging auf Barras über, den er mit besonderem Gewicht den Director nannte. Kopfschüttelnd sagt' er: „der ist also Royalist geworden? Wie kann das ein Regicide sein? Aber freilich, so weit sind diese Bourbons heruntergekommen, daß sie sich mit der einen Hand die Thränen um den Mord eines Bruders von den Augen wischen und die andere den Mördern reichen. Soll das Großmuth, Edelherzigkeit heißen?" Bei der Erinnerung an Barras konnte er seine Mißstimmung nicht mehr bekämpfen. Er wurde heftig und schien dieß zu bereuen. Seine Rede mitten im Satze abbrechend, verabschiedete er mich schweigend mit kurzem, fast gebieterischem Gruße. Ich ging, aber schon auf der Treppe holte mich ein Diener ein und benachrichtigte mich, der Kaiser wünsche mich am andern Morgen wieder zu sprechen Ich schlief wenig, um sechs Uhr kamen schon einige Offiziere der Garnison zu mir, gegen welche ich einen harten Stand hatte, mein Incognito zu behaupten. Ihre Neugierde, zu wissen, wie es in Frankreich zugehe, lenkte ihre Gedanken bald von meiner Person

ab. Alle sehnten sich nach ihrem Vaterlande zurück; schon um der Langenweile auf der Insel zu entgehen, hätten sie Blut und Leben gewagt. Einer that gegen mich die merkwürdige Aeußerung, die sich tief in mein Gedächtniß eingeprägt hat: „Welch' ein Land," sprach er, „ist dieses Elba! Man kann sich mit Niemandem schlagen, denn unter uns ist es verboten und von den Bewohnern würde sich kein einziger uns gegenüber stellen, so sehr lieben sie uns." Ohne im Geringsten in einen prahlerischen Ton zu fallen, fügte er vielmehr mit der rührendsten Einfachheit des natürlichen Gefühls bei: „Wenn uns der Kaiser nur gegen die ganze Welt führte, so würde uns das wenigstens die Zeit vertreiben." So sind diese Tapfern in Napoleons Schule gebildet, daß sie in seiner Verbannung noch von einem Zuge gegen die ganze Welt reden. Gern hätte ich mich noch länger mit ihnen unterhalten, aber die Stunde nahte, wo ich vor dem Kaiser erscheinen sollte; keine Minute durfte hier versäumt werden." —

Hiermit machte der Graf einen Abschnitt in seiner Erzählung, um sich und seinen Zuhörern eine Pause

der Erholung zu gönnen. Alfred saß noch stumm, während die Uebrigen sich schon in lebhafter Unterhaltung ergingen. Die Töne, die er eben vernommen, klangen so stark in seinem Innern nach, daß sie ihm kaum Nachhall zu nennen waren. Seine Einbildungskraft ergänzte den Bericht bis in die geringsten Kleinigkeiten; das Bild des Kaisers stand vor seinen Augen, er bewegte die Lippen, als ob er mit ihm reden wollte. Armand und Gerard, die immer Wachsamen, gesellten sich zu dem Schweigenden und wußten mit großer Geschicklichkeit auf seine verborgenen Gedanken einzugehen, die Schlingen, welche sie ihm gelegt, unvermerklich fester und fester anziehend. Als der Graf Emil hinzutrat, überschütteten sie denselben, wegen seines feinen diplomatischen Taktes und seiner männlichen Enthaltsamkeit in einer so wichtigen Unterhandlung, verschwenderisch mit Lobeserhebungen, in welche Alfred natürlich von ganzem Herzen einstimmte. Er beneidete fast den Grafen um das eben so ruhmwürdige, als belohnende Amt, das man ihm übertragen, und setzte sich im Geiste an seine Stelle. Armand ermunterte den Schwärmer, rüstig auf der

nun betretenen Bahn fortzuwandeln und sich einer ähnlichen Sendung, zu welcher man ihn vielleicht berufen werde, immer würdiger zu zeigen. Alfreds Herz loderte bei dieser Aussicht freudig auf; er dürstete danach, das Dunkel zu durchbrechen, in welchem er sich noch in dieser Umgebung befand, aber seine feurigen Fragen blieben unbeantwortet. „Man wird," entgegnete Armand bedeutsam, „zur rechten Zeit jeden Schleier von Ihren Blicken heben, junger Mann; bis dahin — Enthaltsamkeit!" Der Capitän forschte nicht weiter; leise wiederholte er das letzte Wort — auch der General hatte mit demselben Worte mehrmals die Geduld seines jungen Freundes auf die Probe gestellt.

Die allgemeine Unterhaltung wurde jetzt durch den Ton einer Klingel unterbrochen, welche aus einem entfernteren Zimmer herüberklang. Quesnel winkte seinen Gästen. „Ruhig, meine Herren, bis ich zurückkehre!" sprach er. „Mein Bedienter schellt mir; es muß ein unabweisbarer Besuch sein, der noch so spät am Abend kommt. Schließen Sie hinter mir die Thüre ab — von außen merkt man sie nicht —

und verhalten Sie sich während meiner Abwesenheit ganz still."

Nach wenigen Minuten kehrte er schon zurück. Mehrere drängten sich ihm mit neugierigen Blicken entgegen, als sie eine besorgliche Unruhe in seinen Zügen zu bemerken glaubten.

„Was ist vorgefallen, General?" fragten sie. „Sie sind verändert. Doch keine polizeilichen Nachforschungen?"

„Nein, nein doch!" antwortete Quesnel lächelnd. „Die Polizei macht nicht so kurze Besuche. Unter uns gesagt, ein militärischer Verhaftsbefehl ist mir zugekommen, den ich morgen zu vollziehen habe. Eine unangenehme Geschichte, die mich verstimmt hat, aber Euch nicht stören soll, meine Freunde. Fahren wir in unsern Angelegenheiten fort. Der Graf ist uns noch die Fortsetzung seines Berichtes schuldig."

„Wir müssen uns ohnedieß beeilen; es ist nicht mehr zeitig!" versetzte Emil und bat um Gehör für seine fernere Erzählung. Nachdem Alle wieder ihre Plätze eingenommen, begann er: „Auf die Minute begab ich mich in das Schloß — wenn man ein un-

scheinbares Gebäude so nennen darf, das in sonderbarem Gegensatze zu den prächtigen Tuilerien stand, in denen der Kaiser einst gewohnt. Er begrüßte mich ernst, aber mild. Anfangs sprach er Einiges mit mir über die Insel, plötzlich aber ließ er nach seiner Gewohnheit den Gegenstand des Gesprächs fallen und fragte mich nach dem Fürsten von Benevent, den er den Tag vorher unerwähnt gelassen. Ich nahm meine Aufrichtigkeit zusammen und antwortete: „Das Volk nennt ihn einen Verräther!" Napoleon biß sich auf die Lippen; dann sagt' er: „Durch seine Intriguen allein ist es so weit gekommen, daß ich mich hier befinde! Die Bourbons mögen zart mit ihm umgehen; die Krone, die er ihnen gegeben, kann er ihnen auch bei Gelegenheit wieder nehmen. Ich hätte ihn können unschädlich machen, aber die Dienste, die er mir einst geleistet, hielten mich zurück — das war ein Fehler." Ehe ich etwas entgegnen konnte, fuhr der Kaiser noch heftiger, als vorher, fort: „Die Politik des Königs ist erbärmlich! Da duldet er den Herzog von Orleans in Frankreich. Man kann sich nichts Unklügeres denken. Dieser Orleans ist der Punkt,

um den sich alle Mißvergnügte drehen — sowohl meine Anhänger, als die Republikaner. Die letzteren hoffen, er werde die Rolle seines Vaters spielen — o, der Herzog ist ein Fuchs! Wer weiß, was er im Sinne hat! Und der Benevent wird ihn unterstützen, ich seh' es voraus — — doch nein, ich will ihn davon abhalten; ich will mich mit ihm messen, sobald ich nach Frankreich komme!" Erstaunt hörte ich Napoleons donnernde Rede. Bei seinen letzten Worten athmete ich auf und streckte ihm, wie bittend, eine Hand entgegen. Er machte einige Schritte; darauf stellte er sich mir wieder gegenüber. „Und Fouché?" fragt' er kurz. — „Hält sich ganz ruhig!" war meine Antwort. „Ich hätte ihm," versetzte der Kaiser, „diese Mäßigung nicht zugetraut. Er benimmt sich gut, dieser Mensch — hahaha! so gut, daß ich ihn sogar trotz meiner Verachtung loben muß. Aber ich weiß, er schadet mir im Geheimen. Nun, ich kenne Mittel, ihn zu züchtigen!"

„Dazu," schob Armand ein, „hatte er schon hundertmal Gelegenheit und, wie er sie früher immer unbenutzt gelassen, so wird er sie auch in Zukunft nicht

benutzen. Dieser Schleicher Fouché hat sich mit heiler Haut durch die Revolution gewunden und sich zum unentbehrlichen Werkzeuge von aller Welt gemacht; gebt Acht, der Kaiser wird ihn auch dießmal wieder ungestraft durchschlüpfen lassen. Wer diese glatte Aalhaut fassen könnte, verdiente einen Lorbeer!"

„Man kann von ihm," setzte Gerard lachend hinzu, „nicht ernsthaft reden, wie ernst auch sonst der Gegenstand ist!"

„Das fühlte auch Napoleon!" sprach der Graf weiter. „Er lachte aus vollem Herzen. Doch als ich ihm sagte, daß ich den Herzog bei'm Fürsten Cambacérès mit Carnot zusammen gesehen, wendeten sich seine Gedanken mit Lebhaftigkeit dem Letzteren zu. Er nannte ihn den Cincinnatus der Revolution, den Eisenmann, der breche, aber sich nicht biege. Diese unpartheiische Hochachtung, mit welcher der kühne Eroberer von dem starren Republikaner sprach, war höchst rührend. „Er wird nicht unthätig bleiben," fuhr er fort, wenn das Schicksal meiner bedarf." — Nach einer Pause sagte er mit fast weicher Stimme zu mir: „Sehen Sie, mein Herr, wenn die Nation

die Bourbons verabschiedete, ohne ihnen ein Haar zu krümmen, und mich dann durch Gesandte zurückriefe — dann wäre mein schönster Wunsch erfüllt. Dabei muß ich immer an die Vertreibung der römischen Könige denken. Wie gemäßigt benahm sich hier ein schönes Volk, das einst die Welt beherrschen sollte; kein Tropfen Blut floß; ohne einen Schwertstreich führte man die neue Zeit herbei. Sie werden denken, daß der Vergleich ein wenig hinke und daß ich eher ein Tarquinius, als ein Brutus zu nennen sei. Aber bei Gott, man verkennt mich — ich will das Glück der Franzosen und sobald ich wieder bei ihnen bin, sollen sie sehen, daß ich sie nicht täuschen will. Die Männer des Volks will ich an mich ketten und —" Hiermit brach er ab, ohne den angefangenen Satz zu vollenden."

Armand lächelte bitter. „Die Männer des Volks! und hiermit brach er ab. — Nun, äußerte er sich nicht noch deutlicher über seine demokratischen Vorsätze?"

„Ich finde," entgegnete Emil mit Nachdruck, „diese Zurückhaltung sehr natürlich. Gehen wir

mit der höchsten Vorsicht zu Werke, warum sollte er es nicht auch? Ein Wort kann oft falsch gedeutet werden. Uebrigens — sprechen nicht die Schriften, die ich von Elba mitgebracht und Euch übergeben habe, laut genug, obgleich sich kein Federzug von seiner Hand dabei findet. Die Tage sind nicht fern, wo er mit uns Allen wieder von Angesicht zu Angesicht reden wird. — Da er still schwieg, benutzte ich die Pause, ihm zu sagen, daß die Wünsche des Kaisers in Erfüllung gehen würden, sobald er sich nur dem Volke zeigen wolle. „Ja, ja," antwortete er darauf, „Heinrich der Vierte siegte, weil er selbst und in eigener Person handelte. Nun, ich will sehen!" Eine Handbewegung deutete mir an, daß er über die Angelegenheit nicht mehr zu sprechen wünsche. — Er trat an das Fenster und sah ziemlich lange in tiefstem Stillschweigen hinaus. Als er sich umkehrte, befahl er mir, ich möchte mich für die folgende Nacht zur Abreise bereiten und ein sardinisches Schiff besteigen. Dieß waren seine letzten Worte. Mit einer stummen Verbeugung entfernte ich mich; der Augenblick wirkte so gewaltig auf mein Herz, daß ich in der That keines

Lautes fähig war. — Durch den Grafen Bertrand sandt mir der Kaiser ein Andenken. Eh ich mich an Bord des Schiffes begab, ging ich noch einmal zur Prinzessin Borghese, um ihre Befehle für Paris zu empfangen. Sie nahm mich aber stolz und mit allen Zeichen weiblicher Empfindlichkeit auf. Bei ein wenig unbefangenem Nachdenken hätte sie einsehen müssen, daß sie keine Ursache habe, mir zu zürnen. Aber so sind nun die Frauen; das Schmollen gehört zu ihrer innersten Natur. Ich für meine Person war herzlich froh, bald von den spitzen Worten und üblen Blicken der Prinzessin loszukommen. Ein guter Wind begünstigte meine Rückreise. In Frankreich kam ich wieder an, ohne daß man mir an der Grenze Schwierigkeiten gemacht hätte. Eh' ich nach Paris zurückkehrte, besuchte ich noch Cannes, Lestrelle, Frejus le Luc, Toulon, Aubagne, Marseille, Avignon, Orange, Valence, Vienne, Lyon und nahm Rücksprache mit unsern Freunden daselbst. Ihre Briefe habt ihr bereits gelesen und euch überzeugt, wie vortrefflich unsere Angelegenheiten stehen. Es kann kein Zweifel sein, daß Alles auf's Beste gelingen wird —"

Als Emil noch mehr hinzufügen wollte, erhoben sich Mehrere und Armand fiel ihm schnell in's Wort. „Genug," sprach er, „das Uebrige wird sich nächstens finden. Die Antworten auf jene Briefe sind bereits ausgefertigt und gehn mit sicherer Gelegenheit in diesen Tagen ab. Für heute kein Wort mehr. Unsere künftige Versammlung wird, denk' ich, zahlreicher werden."

Der Capitän sah wohl, daß man noch Vieles und das Wesentlichste vor ihm verberge. Mit jeder Minute stieg seine Begierde nach vollständigem Aufschluß. Er äußerte sich nicht und sprach überhaupt wenig, um nicht zudringlich zu erscheinen. Indessen reifte sein Entschluß immer schneller, sich einem Bunde anzuschließen, von dem er gleichsam nur erst die Schale kannte. Wie durch einen leicht verhüllenden Schleier sah er eine Armee in Waffen, die auf die Rückkehr ihres großen Feldherrn wartete. Je unvermeidlicher ihm der Sturz der Bourbonen dünkte, desto freier ward sein Gewissen von früheren Zweifeln. „— Ruft nicht schon jetzt die Stimme des Volks?" dachte er. „Darf ich mich noch feig zurückziehen und thatenlos

die Hände in dem Schooße liegen lassen? Man hat mir meine Vergangenheit zum Verbrechen angerechnet, mich hintangesetzt, mein gutes Recht verworfen, mich von meinem Posten zu verdrängen gesucht. Ist das nicht Gewalt? Nun denn, die Gewalt schwindet von euch, ihr Gegner des Verbannten, und wendet sich auf unsere Seite. Wir wollen sie kräftig fassen und besser wahren, als ihr!" So denkend stand er auf; Gerard trat ihm entgegen, als habe er Alfreds Entschluß errathen. „Glück auf!" sprach er und reichte ihm die Hand. Alfred schlug mit einem bedeutungsvollen Blicke ein. Dann warf er seinen Mantel um und nahm von den Anwesenden Abschied. Quesnel begleitete ihn bis zur äußern Thüre. Dort umarmte er den Capitän schmerzlich; er wollte reden und konnte nicht.

„Was ist Ihnen, General?" fragte Alfred nicht ohne Bangigkeit. „Was haben Sie mir zu sagen?"

Der General besann sich einen Augenblick. „Nein," sprach er darauf, „heute nicht! Sei ruhig, mein Sohn, hoffentlich nimmt Alles einen glücklichen Ausgang!" Mit diesen Worten verließ er ihn schnell.

Alfred sah ihm erstaunt nach. „Was bedeutet das?“ flüsterte er, indem er aus dem Hause trat. „Die Bedenklichkeit dieses Mannes steckt an; er ist ganz verändert. O, schwanke nicht wieder, mein Herz, Unentschlossenheit steht dir so übel an. Es gilt einen Kampf für den Kaiser! Dieser Gedanke soll mich stärken und antreiben. Ich bin so weit vorgeschritten, daß ich keinen Rückschritt thun kann und will.“

Er dachte an Beatrice.

„Und du, Geliebte,“ fuhr er nach einer Pause fort, „du wirst mir verzeihen, daß ich mein Wort breche. Eine höhere Pflicht zwingt mich dazu und kleinere Rücksichten müssen schweigen. Das Vaterland, das seine Schmach abzuschütteln eilt, will meinen Arm. Ha, daß der Augenblick schon da wäre, wo ich mich in die Schlacht stürzen, mich der Gefahr überlassen könnte, der offenen, lebendigen Gefahr, die durch den Donner des Geschützes, durch Waffengeklirr und Schlachtruf spricht. Ich wollte nicht muthlos sein! Aber diese verhüllte, heimtückische Gefahr, die mich jetzt noch umlauert, o, die ist eine ganz andere, eine häßliche Stiefschwester jener, eine schleichende Ban-

ditengefahr, die den Meuchelmord liebt und im Dunkeln Fallstricke legt — die kann auch den Tapfersten entmuthigen. Davon gibt der General Zeugniß. Kaum erkenne ich ihn wieder; im offenen Kampfe würde er sich ganz anders benehmen. Wohl mag es ihm lästig sein, unerträglich, der Regierung die Maske des Gehorsams zeigen zu müssen, während er an ihrem Sturze arbeitet, einer Regierung, die ihn begünstigt, erhebt, befördert — —"

Alfred unterbrach sich; dann sprach er finster weiter: „Erhebt, befördert? Und warum dieß Alles? Etwa, weil sie des Generals Verdienste anerkennt und würdigt? Etwa, weil sie sich seiner Thätigkeit unter Napoleons Scepter mit Freude erinnert? Etwa, weil sie ihn liebt? — Das ließe sich hören. Aber ihre Beweggründe tragen nicht diese Farben. Die Furcht, das Bewußtsein der Schwäche bestimmen ihre Handlungsweise; ihre elende Politik spielt dieß falsche Spiel! Verflucht, wer sich fangen läßt! Mich halten diese Staatskünstler für zu unbedeutend, um eben so vorsichtig mit mir zu verfahren; da sie mir vergebens ihre süßen Worte vorgeworfen, lassen sie mich fallen

und treten immer offener mit ihren Absichten hervor. Aber sie mögen sich nicht betrügen, es ist eine alte Geschichte mit der Maus und dem Löwen. Sie sollen auch den scharfen Zahn der Maus nicht verachten!" —

Alfred setzte eilig seinen Weg fort, um die bange Mutter nicht allzu lange warten zu lassen. Seine Stimmung ward weicher, wehmüthiger — wie ein Friedenssternlein blinkte ihm von weitem das kleine Nachtlämpchen entgegen, bei welchem die Ehrwürdige vielleicht schlummerte, vielleicht betete. Unwillkürlich faltete er die Hände, der Mond stand leuchtend am klaren Winterhimmel, im kleinen Gäßchen war es still und einsam.

„Vater im Himmel, lege Deine Hand auf die Mutter, versüße die Neige ihres Lebens!"

Die Brust war ihm so beengt, als er am Häuschen ankam, seine Hand zitterte, als er die Thüre aufschloß, sein Fuß wankte, als er die Treppe hinaufstieg. Im Vorgemach fand er eine arme Frau aus Nachbarschaft, die ihn kommen gehört. Sie winkte ihm.

„Treten Sie leise auf, Herr Capitän!“ sprach sie kaum vernehmlich. Hastig fragte er, was ihre Gegenwart bedeute?

„Ihre Frau Mutter ist wieder kränker geworden!“ gab sie zur Antwort. „Wir haben nach dem Arzt senden müssen, der noch drin in der Kammer am Bette der Kranken sitzt. Sie bleiben so lang' aus, Herr Capitän!“

Dieser verhüllte das Haupt.

„Um Gotteswillen!“ fuhr jene fort, „verbergen Sie Ihren Schmerz, verschlimmern Sie nicht den Zustand Ihrer Mutter.“

„Darf ich hinein?“ flüsterte Alfred.

„Sie hat viel nach Ihnen gefragt. Lassen Sie mich vorangehen.“

Auf den Zehen schlich sie nach dem Kämmerlein; Alfred folgte mit lautem Herzklopfen. Die Mutter wendete sich und erblickte den Eintretenden, wenigstens fragte sie mit schwacher Stimme: „Ist mein Sohn da?“

„Mutter! Mutter!“ rief er und sank an ihrem Bett auf die Kniee. Der Arzt stand auf und trat

zur Seite. Die Alte streckte die Arme aus und lächelte. „Sei unbesorgt, Alfred," lispelte sie nicht ohne Anstrengung, „mir ist schon wieder leichter. Ein paar Stunden Schlaf werden mir wohlthun, und morgen ist die Gefahr vorüber."

Alfred konnte keinen Laut hervorbringen, er netzte mit Thränen ihre Hand.

„Du weinst!" sprach sie weiter. „O, stille Deine Thränen, mein Sohn. Sieh, wenn man alt wird, stellen sich Krankheit und Schwäche ein, das ist nun einmal so. Laß, es ist nicht von Bedeutung, und jetzt, da ich Dich habe, fühle ich mich stärker."

Indem sie dieß sagte, sank sie in die Kissen zurück; sie athmete kaum. Alfred erhob sich und beugte sich über ihr Antlitz. Der Arzt ergriff ihn sanft bei'm Arme und zog ihn hinweg.

„Gewähren Sie ihr den heilsamen Schlaf!" bat er, „das ist die beste Medicin."

Die Mutter regte sich träumend; wie ein Hauch klang Alfreds Namen von ihren bleichen Lippen. Der Sohn schlug die Hände vor die Augen und wankte nach der Fensterbrüstung. Die Wärterin hatte den

Platz am Bette eingenommen. Nach einigen Minuten gingen die beiden Männer in das Nebengemach.

„Wie ist es so gekommen?“ fragte Alfred schmerzlich.

Der Arzt ergriff den Bewegten bei der Hand. „Sie scheinen nicht zu wissen,“ begann er, „daß während Ihrer Abwesenheit, Herr Capitän, ein Besuch in Ihrer Wohnung gewesen ist — “

„Was?“ unterbrach ihn Alfred ahnungsvoll. „War Bertrand —?“

„Ich kenne diesen Namen nicht.“

„Nun, nur weiter; ich bin ja schon gefaßt.“

Jetzt erzählte ihm der Arzt, eine Deputation der Polizeibehörde habe Haussuchung gehalten, das Pult erbrochen, nach Briefen und Schriften geforscht und einige Papiere, die ihr verdächtig geschienen, zu sich genommen.

Erschrocken stürzte Alfred nach dem offenen Pulte. Wirklich war die Broschüre Armands, die er im Clubb empfangen, und ein Packet, welches Auszüge aus politischen Büchern und Journalen, so wie kleine

Aufsätze, Tagebuchblätter von Alfreds eigner Hand enthielt, verschwunden.

„Verrath!“ rief er. „Schändlicher Verrath! Heißt das Gerechtigkeit, daß man Schlösser erbricht und fremdes Eigenthum stiehlt? O pfui, pfui! Leben wir in einem Staat von Banditen? Heiligen die Gesetze so schnöden Raub?“

Der Arzt bedeutete ihn, sich zu mäßigen. „Sie werden die schlummernde Mutter aufwecken!“

„O Mutter, Mutter!“ stöhnte der Capitän. „Hatte man keine Barmherzigkeit, da man dein ehrwürdiges Haupt sah? Aber diese Wölfe haben kein Mitleid, kein Gefühl; sie weiden sich an unseren Qualen, sie berauschen sich an unserem Herzblute! Mutter, Mutter! Und meine Schuld ist es, daß du jetzt todtkrank danieder liegst! Verflucht meine Unvorsichtigkeit! Konnt' ich nicht voraussehen, daß es so kommen mußte? Wo hatte ich meine Augen? Wer ließ mich darauf bauen, daß diese Herzlosen nicht Steine in der Brust trügen?“

Erschöpft sank er in einen Stuhl und athmete schwer, die Hände geballt, die Augen starr auf einen

Fleck gerichtet. Mit Mühe gelang es dem Arzte, ihn wieder zu sich zu bringen.

„Jetzt gilt es," sprach er, „ein Mann zu sein! Die Zeit ist schwer und wir müssen das Schwere ertragen lernen!"

„Und die Last von uns schütteln, eh' sie uns zu Boden drückt!" entgegnete Alfred grimmig mit verhaltener Stimme. „Das ist des Mannes Recht, des Mannes Pflicht. Rächen sollten wir Mütter und Bräute und alle Geschlagenen und uns selbst, die wir schon allzulange gezögert haben!"

„Aber dieß Alles mit würdiger Fassung!" versetzte der Arzt kalt.

„Ich verstehe!" sprach Alfred darauf, die Hand auf das Herz pressend. „Ich bin schon ruhig." Er schwieg eine Zeitlang, dann fuhr er fort: „Und jetzt aufrichtig, Freund! Wie stehts mit meiner Mutter? Was muß ich fürchten?"

„Gönnen Sie ihr Ruhe! Es hat Gefahr, viel Gefahr!" erwiederte der Arzt. „Aber wenn keine neue heftige Aufregung hinzutritt, dürfen wir Alles hoffen.

Alfred umarmte den Redlichen. „Nehmen Sie Dank, edler Mann!“ sprach er gerührt. „Ich will bei der Kranken wachen, ich will sie trösten und heiter scheinen.

Der Arzt verließ das Haus, während Alfred sich zur Mutter begab, die er noch in sanftem Schlummer fand. Gegen Morgen überwältigte auch ihn der Schlaf. Als er erwachte, saß die Mutter aufrecht in ihrem Bette. Die Morgensonne beleuchtete ihr Gesicht, wie ein himmlischer Verklärungsschimmer. Inbrünstig küßte er ihre Hand und verplauderte ein Stündchen an ihrer Seite. Von dem gestrigen Vorfall war nur vorübergehend die Rede; Alfred ging leicht darüber hin und schien kein Gewicht darauf zu legen. „Solche Ueberraschungen sind in unsern Tagen nichts Auffallendes,“ sagte er, „und begegnen nicht mir allein! Die Behörden riechen herum und spioniren. Wen kümmert es? Man gewöhnt sich endlich daran.“

Die Sohnesliebe gab ihm Kraft, so zu sprechen; in innerster Seele aber ahnte er eine unglückselige Entwickelung. Um so höher stieg sein Verlangen

nach einer Veränderung der Dinge, nach der baldigen Rückkehr des Kaisers, von der man in Paris täglich mehr redete. Eine lebhafte Einbildungskraft unterstützte mit ihren wechselvollen Bildern sowohl Alfreds Hoffnungen, als seine schlimmen Vorgefühle. Er schwankte von einem Gegensatze zum andern. Bald schauderte er vor einem nahen Abgrunde zurück — Nacht, Elend, Verzweiflung drangen mit Riesenschritten auf ihn ein, Ketten, die ihn belasten sollten, rasselten an sein Ohr — bald wieder verschwanden alle diese Schreckgestalten vor seinen trunkenen Blicken; die Erlösung von allen Schmerzen nahte mit Siegesjubel und Festklängen, der Weg des Ruhms war gebahnt, denn Frankreich war seinem größten Helden zurückgegeben.

Da blitzte Alfreds Auge, und er wendete das Antlitz, welches er traurig abgekehrt, freudeglänzend zur kranken Mutter, als wollt' er sagen: „Ja, Du Gute, Treue, Duldende, auch Du wirst noch die Früchte der neuen Zeitereignisse genießen und glücklich sein in Deinen alten Tagen!" Da vergaß er seinen gegenwärtigen schweren Stand, und je sichtlicher die

geliebte Mutter sich besserte, desto reichlicher floß auch in seine verwundete Seele der Balsam der Beruhigung. Die Mutter aber, die sonst so viel vom Sterben redete, erging sich in angenehmen Lebensplänen für die Zukunft, sprach ihre Sehnsucht nach dem Frühling aus, den sie dießmal gewiß nicht ungenossen vorübergehen lassen würde, freute sich im Voraus der schönen Spaziergänge u. s. w., kurz, die gefahrvolle Krisis schien die wohlthätigste Folge zu haben.

Mit einem Scherze bewillkommte Alfred den wiederkehrenden Arzt und bemerkte kaum den ernsten Ausdruck seines Gesichtes, mit welchem er sich der Leidenden näherte. Das sei so die Art der Aerzte, meinte er, man müsse ihre bedenklichen Mienen nicht so hoch aufnehmen.

In den späteren Vormittagsstunden besann sich Alfred auf einige nothwendige Geschäfte, die er noch abzuthun hatte. Außerdem drängte es ihn, den General von dem polizeilichen Ueberfall zu unterrichten und ihn um seinen Rath zu bitten. Eilig kleidete er sich an und entfernte sich mit dem Versprechen, sobald als möglich wiederzukommen.

Nachdem er seine Geschäftsgänge gethan, begab er sich, um ein wenig auszuruhen, nach einem Kaffeehause, das auf dem Wege nach Quesnel's Wohnung lag, setzte sich in eine Ecke, fern von den übrigen, in politischen Gesprächen begriffenen Anwesenden und fing an, über seine Lage nachzudenken. Vergebens nach Sammlung ringend, nahm er ein Zeitungsblatt zur Hand und fand darin einen scharfen Artikel, dessen Verfasser, nach Styl und Anschauungsweise zu urtheilen, kein anderer, als Armand sein konnte. Kaum hatte er einen kurzen Abschnitt gelesen, als er hörte, daß unter den Gästen von eben diesem Aufsatze die Rede sei. Man stritt dafür und dawider. Doch wie erstaunte Alfred, als er unter den Wortführern Bertrand's Stimme vernahm. Er rückte näher, entschlossen, ihm mit heftiger Opposition zu begegnen. Aber wunderbar! Bertrand vertheidigte mit großer Geschicklichkeit die in dem Artikel ausgesprochenen Ansichten und zeigte sich überhaupt als einen entschiedenen Gegner der jetzigen Regierung.

Alfred war im höchsten Grade überrascht. Dieß waren ganz andere Gesinnungen, als er bei Ver-

trand vorauszusetzen Ursache hatte. „Welche Veränderung," fragte er sich, „ist mit diesem Menschen vorgegangen, der noch vor Kurzem mit beißendem Hohn von den Hoffnungen der Napoleonisten sprach? Hat er seinen Irrthum eingesehn? Ist er der Unsrige geworden? Es ist unmöglich!"

Alfreds Herz pochte laut vor Zorn bei dem Gedanken an den Verdacht, den er, wie wir wissen, schon seit längerer Zeit gegen Bertrand hegte. Er erinnerte sich der Mittheilungen des Grafen Emil, der Andeutungen, die ihm hin und wieder Armand und Gerard gegeben, der Erzählung des alten Invaliden, der Besorgnisse, die selbst die Mutter erst neulich ausgesprochen, und so sehr er sich bisher gescheut hatte, mit Bertrand zusammenzutreffen, so wenig konnte er jetzt der Versuchung widerstehen, ihn zur Rede zu stellen. Er mischte sich also unter die Gesellschaft, begrüßte Bertrand mit einem leichten, stolzen Kopfnicken und nahm bald darauf, als das unterbrochene Gespräch wieder in Gang kam, Gelegenheit, Bertrand einige Worte in das Ohr zu flüstern. Beide begaben sich darauf in ein Nebenzimmer.

Als sie ohne Zeugen waren, brach Bertrand in ein lautes Gelächter aus.

„Nun," sprach er unter fortwährendem Lachen, „Du schaust mich wahrhaftig an, als ob Du mir mein Todesurtheil verkünden wolltest!"

„Dein Scherzen ist wenigstens hier weit unzeitiger, als mein Ernst!" entgegnete jener.

Bertrand fuhr gemäßigter fort: „Freund! Wann wirst Du endlich die Dinge im Leben etwas leichter nehmen lernen?"

„Ein sonderbarer Vorwurf aus solchem Munde!"

„Ei, sieh doch, Du grollst mir also immer noch? Hätt' ich Dir doch diese Unversöhnlichkeit kaum zugetraut! Laß, indessen hat sich Vieles verändert."

„Es hat allerdings den Anschein!"

Die Unbefangenheit, mit welcher sich Bertrand benahm, verwirrte den Capitän. Jener redete ihm indessen in freundschaftlichen Ausdrücken zu, setzte sich zutraulich an seine Seite, deutete auf Mißverständnisse hin, an deren Aufklärung ihm jedoch nicht gelegen schien, und bemühte sich, eine Versöhnung aus dem Stegreife zu bewerkstelligen. Alfred, den Wolf

in Schafskleidern ahnend, blieb zurückhaltend und kam, obgleich Bertrand vorsichtig auswich, immer wieder auf jene Mißverständnisse zurück.

„Wie oft," sprach Bertrand endlich, „wird gerade dadurch erst die Spaltung zwischen zwei Freunden entschieden, wenn sie den Quellen ihrer Entzweiung nachspüren und den Boden, auf welchem sie stehen, so lange unterminiren, bis er einstürzt und sie entweder begräbt oder zu einer Kluft herabsinkt, die nicht mehr ausgefüllt werden kann. Als ich Dir rieth, die Parthei der Bourbons zu ergreifen, war ich für Dein Wohl besorgt. Du spieltest ein allzugewagtes Spiel in Deiner Stellung, deren Gefährdung ich Dir vorausverkündigte. Vielleicht, mein Freund, hast Du jetzt einsehen lernen, daß ich Recht hatte, daß man, besonders als Militär, nicht im offenkundigen Gegensatze zur eben herrschenden Gewalt stehen dürfe; daß dieß so unklug sei, als jedes muthwillige Ankämpfen gegen eine überlegene Macht. Nichts Anderes lag in meiner Absicht, als Dich davon zu überzeugen. Du aber beharrtest bei Deinem Eigensinne, und ich mußte Dich fallen lassen, konnte nichts mehr für

Dich thun, als Dich Deinem unvermeidlichen Schicksale überlassen."

„Woher weißt Du," fragte Alfred langsam, „daß meine Lage so trostlos ist, als Du anzunehmen scheinst?"

Bertrand schwieg mit einem spöttischen Seitenblicke.

„Bist Du von dem gestrigen Vorfall in meinem Hause unterrichtet?" fuhr jener heftiger fort.

„Ich verstehe Dich nicht!" entgegnete Bertrand.

Alfred wagte nicht, die Angelegenheit weiter zu berühren. Nachsinnend ging er eine Zeitlang durch das Zimmer. Dann blieb er vor Bertrand stehen und sah ihn scharf an.

„Du kennst den Herrn von Crussol persönlich?" begann er. „Das hast Du mir verschwiegen."

„Ich kenne ihn erst seit Kurzem!" erwiederte Bertrand.

„Du hast ihm Dinge gesagt, die —"

„Gewiß ganz unverfänglich sind. Hat man mich verleumdet, so ist dieß nicht zu verwundern. Mein

Verhältniß zu Herrn von Cruſſol mag vielleicht ein wenig ſeltſam erſcheinen."

„Ich bin von Spähern umringt."

„Das ſind Viele in Frankreich."

„Man ſchleicht mir auf nächtigen Wegen nach."

„Deſto ſchlimmer für den, welcher auf nächtigen Wegen zu gehen hat! — Doch das ſoll kein Vorwurf ſein; in unſerm Vaterlande darf man nun einmal nicht alle Zeichen beim hellen Sonnenlichte tragen. Aus der Nacht aber wird der Tag geboren!"

Alfred überzeugte ſich immer mehr, daß Bertrand von einer geheimen Geſellſchaft wiſſe. Voreilig entgegnete er: „Der Tag wird aufgehen, ehe Du meinſt, Bertrand!"

„Dann werden wir ihn gemeinſchaftlich begrüßen!" verſetzte dieſer mit Bedeutung. Nach einer Weile fügte er hinzu: „Vielleicht ſtehen wir uns näher, Alfred, als Du glauben kannſt; vielleicht finden wir uns an einem Orte wieder, welcher —"

Er brach ab. Haſtig fragte der Capitän: „Was wollteſt Du ſagen? Sprich, und ich gebe Dir mein

Ehrenwort, daß kein Lebender von dieser Unterredung etwas erfahren soll!"

„Dein Ehrenwort haben schon Andere. Darum still! — Wie, wenn ich in demselben Falle wäre? Still, ich wiederhol' es! Nächstens werden wir deutlicher reden dürfen."

Alfred preßte die Lippen fest zusammen, als wolle er seine Zunge fesseln. Bertrand griff nach seinem Hute.

„Du gehst?" sagte der Capitän.

„Ich denke, wir sind vor der Hand fertig!" antwortete jener.

„Wo treffen wir uns wieder?"

„Laß es auf den Zufall ankommen."

Alfred wußte kaum, wie ihm geschehen war. „Nein, Du täuschest mich dennoch!" rief er, aber Niemand hörte ihn. Bertrand war fort. Düster vor sich hinbrütend, warf sich der von Zweifeln Gequälte in einen Sessel. Lautes Gelächter im Nebenzimmer erinnerte ihn daran, wo er sich befinde. Er bezahlte seine Zeche und ging. Es war spät geworden;

der Besuch bei Quesnel mußte aufgeschoben werden. Mit eiligen Schritten kehrte er nach seiner Wohnung zurück und gewann unterwegs so viel Fassung, um der kranken Mutter mit unbewölkter Miene entgegen zu treten.

Als er sich unter einem Vorwand in sein Arbeitszimmer begeben hatte und das erbrochene Pult wieder erblickte, wurde er von neuem an seinen ungewissen Zustand gemahnt, und mit schwerem Herzen gedachte er der Hindeutung Bertrands auf ein „unvermeidliches Schicksal." Zum erstenmale ward in ihm der Wunsch rege, in ruhiger Abgeschiedenheit, fern von den Ereignissen der Zeit, leben zu dürfen; zum erstenmale überschlich sein Herz ein Gefühl von Gleichgiltigkeit gegen das Streben der Nation. Aber es war nur ein Augenblick geistiger Erschöpfung, mit welcher sein Haß, den er der bourbonischen Herrschaft geschworen, verstummte, um gleich darauf wieder desto lauter zu sprechen und die dunkeln Ahnungen in den Hintergrund zu drängen, welche auf Alfreds Brust drückten. Das Unglück schreitet langsam hinter uns her, aber hat es uns einmal erreicht, dann trifft es mit wieder-

holten furchtbaren Schlägen. Dieß sollte sich bei Alfred erfüllen.

Als er gesammelt zu seiner Mutter zurückgehen will, kommt ein Bote mit einem Briefe und entfernt sich, ohne Antwort abzuwarten. Alfred erkennt Herrn von Crussols Handschrift und reißt mit bebender Hand das Couvert auf. Mit starren Blicken liest er Folgendes:

„Mein Herr!

Die tiefe Erschütterung meiner Tochter hat mich abgehalten, Ihnen diese Zeilen nicht sogleich nach Ihrem letzten Besuche bei uns zu senden. Beatrice sollte sich erst einigermaßen erholen und Ruhe gewinnen, um ohne Gefahr eines Rückfalls meinen Brief genehmigen zu können. Sie haben ihr eine unheilbare Wunde geschlagen und mögen selbst urtheilen, welchen Dank ich dafür habe. Beatrice gibt Ihnen Ihr Wort zurück. An eine Verbindung war schon längst, ist jetzt gar nicht mehr zu denken. Sie haben muthwillig Ihr eigenes, vielleicht meiner Tochter Glück zerstört."

Alfred schlug die geballten Hände vor die Augen; Todtenblässe überzog sein Antlitz, Eiskälte rann durch seine Gebeine. Wie aus einem schrecklichen Traum erwachend, stöhnte er endlich: „Nein! nein! Mich täuscht Wahnsinn — ich habe falsch gelesen — es kann nicht sein!"

Er entfaltete das zerknitterte Blatt wieder. Er lachte wild und jetzt erst bemerkte er am Schlusse des Briefes noch einige Worte. „Heiliger Gott!" ächzte er, „das hat Beatrice geschrieben — ihre Hand hat kraftlos gezittert, und doch — doch! Beatrice! Beatrice!"

„Leben Sie wohl, Alfred!" So lautete die Nachschrift.

Halb ohnmächtig sank er in das Sopha. Seine Gedanken verwirrten sich. Da trat eilig der Arzt herein.

„Herr Capitän! Der General Quesnel mit noch einigen militärischen Herren verlangt nach Ihnen. Ich fürchte —"

Alfred richtete sich geisterhaft auf.

„Mein Gott! Was ist Ihnen?“ rief der Arzt erschrocken. „Kommen Sie zu sich! Was muß ich glauben?“

Alfreds Bewußtsein kehrte langsam zurück. In fast gleichgiltigem Tone sprach er: „Nicht wahr, ein neues Unglück ist im Anzuge? Lassen Sie es kommen, ich erwart' es ruhig. Nun bin ich unempfindlich!“ Er zeigte auf den am Boden liegenden Brief. Der Arzt nahm ihn auf und las. Mit einem tiefen Seufzer legte er ihn hin und reichte dem Unglücklichen die Hand.

„Nun, was gibts weiter?“ fragte dieser. In demselben Augenblicke hörte er Waffengeräusch vor der Thüre. Sein Antlitz lachte von wilder Freude. „Schlacht und Tod!“ jubelte er. „Oh, warum steh' ich jetzt nicht einem Heere gegenüber, das mein Grab werden könnte!“

Die Thüre ward geöffnet. Quesnel trat mit seinem Adjutanten herein. Hastig wollte sich Alfred an die Brust seines Freundes stürzen, doch der Adju-

tant vertrat ihm den Weg. „Im Namen des Königs!“ wiederholte er — „Ihren Degen, Capitän!“

Es entstand eine große Pause. Alfred versuchte vergebens, zu sprechen; krampfhaft griff er nach dem Degen, den man ihm entreißen wollte, und preßte ihn an sich — endlich aber reichte er ihn langsam dem General. „Der Kaiser gab mir ihn!“ sprach er leise und wendete sich ab.

„Ich nehme Ihr Ehrenwort als Bürgschaft mit mir, daß Sie Paris nicht verlassen!“ fuhr der General mit zitternder Stimme fort. Dann winkte er seinem Begleiter und entfernte sich.

Alfred stand lange unbeweglich. Mit einem lauten Hohngelächter machte er sich Luft.

„Welches Gefühl,“ sprach er zu sich, „bleibt Dir nun noch übrig, als die Rache? Nun denn, willkommen, willkommen mir, Du sollst mir Balsam sein! Stirb, alte Mutter, eile nach dem Himmel, Du wirst keine Freude mehr an Deinem Sohne erleben! Auf, ihr Genossen, jetzt bin ich der Eure!“

Der Arzt, der sich bei'm Eintritte des Generals entfernt hatte, fand den Capitän in einem fieberhaft aufgeregten, wenn auch äußerlich gefaßten Zustande und hielt ihn ab, sich jetzt der Mutter zu zeigen.

Fünftes Bild.

Der geheime Bund.

Wie große Mühe sich auch die Behörden schon gegeben hatten, die Schlupfwinkel der geheimen Gesellschaft, welcher man auf der Spur war, zu entdecken, so hatte man doch bisher vergebens allen Scharfsinn aufgeboten. Man wußte zwar, daß es im südlichen Theile von Paris und unter den Quartieren auf dem linken Ufer der Seine eine Menge weithin sich erstreckender Höhlen, Werke der Gallier und Römer, gab, die man sorgsam bewachen ließ; dennoch war ein sehr großer Theil derselben der polizeilichen Aufmerksamkeit entgangen. In einer dieser Höhlen, die am Berge St. Geneviève lag, versammelten sich die Mitglieder des Bundes, dessen Thätigkeit wir schon aus der Ferne beobachtet haben. Von der Oberfläche der Erde gelangte man, vermittelst einer künstlichen Vorrichtung, durch eine kleine, mit einer ungeheuern Steinplatte bedeckte Fallthüre in die unterirdische Behausung. Es

gab jedoch noch einen andern Eingang, den nur die Eingeweihten der höheren Grade kannten und der wahrscheinlich in die Keller des Luxemburg oder in mehrere Hotels auf den Straßen Tournon und Vaugirard auslief.

Alfred war mit verbundenen Augen des Nachts von Armand und Gerard, die dießmal fast kein Wort gesprochen hatten, in eines der vielen Gewölbe gebracht worden, die er nach und nach näher sollte kennen lernen. Hier beauftragte man ihn, bis zum Morgen zu wachen und die Lampen, die nie verlöschen durften, zu besorgen und mit Oel zu versehen; unter keinem Vorwande aber sollte er sich dem Schlafe überlassen, bedeutete man ihm, denn eine Ueberschreitung dieses Verbotes würde auf das strengste bestraft. Armand und Gerard waren eben im Begriffe, ihn zu verlassen, als der General Quesnel eintrat und um ein kurzes Gespräch mit Alfred bat, bei dem jene als Zeugen dablieben.

Der Capitän erschrak, als er den Mann erblickte, der ihn zum Gefangenen gemacht. Mit einer Geberde des Schmerzes und Erstaunens nahte er sich ihm und

sprach leise: „Ich dachte nicht, Sie sobald wieder zu sehn!“

„Du solltest mir keinen Vorwurf machen, mein Sohn!“ entgegnete der General, dessen Antlitz noch sehr bleich war. „Ich habe viel gelitten um Dich. In jenem Augenblicke mußte ich als Dein Vorgesetzter und Abgeordneter der Regierung handeln, die, ich weiß selbst nicht, warum? gerade mir das Amt zuertheilte, Dir Deinen Degen abzufordern.“

„Warum?“ fiel Gerard ein. „Das ist leicht zu errathen. Die Regierung will Sie warnen, General. Glauben Sie nur nicht, daß man ohne Verdacht gegen Sie sei; man hofft noch, Sie zu gewinnen! Deshalb veranlaßte man Sie, nach Paris zu kommen, deshalb ernannte man Sie zum Mitgliede der Commission.“

„Ich werde mich nicht verführen lassen!“ entgegnete der General und wendete sich wieder zu Alfred. „Sei versichert,“ sprach er, „daß ich Alles aufbieten werde, um die drohende Gefahr von Dir abzuleiten. Verhalte Dich nur vorsichtig und verschwiegen.“

„Ich versprech' es,“ erwiederte Alfred, „aber —“ und hiermit richtete er seine Worte zugleich an die

beiden Uebrigen — „ſelbſt unter Euch geht es ſo geheimnißvoll zu, daß ich mich in einem doppelten Dunkel befinde. Wie wenige meiner gewiß nicht unbilligen Fragen beantwortet Ihr!“

Armand ſchüttelte mißmuthig das Haupt. „Will der Schüler,“ verſetzte er, „den Meiſtern Vorwürfe machen? Junger Mann, wollen Sie die Stufen überſpringen, auf denen man zum Ziele, wenn auch langſam, doch ſicher geht? Wir können Ihnen keinen Grad erſparen — auch wir ſind noch nicht im höchſten, aber wir ſtreben durch Beharrlichkeit und Geduld dahin! Schätzen Sie es überdieß, daß man Sie als einen Bevorzugten, als einen Lieblingsſohn des Bundes behandelt. Sehr bald werden Sie mehr erfahren!“

Der Capitän ſchwieg mit einiger Beſchämung. „Ich ſehne mich nach Thaten!“ ſprach er dann vor ſich hin — „nach Kampf!“

„Er wird nicht ausbleiben!“ entgegnete Armand. „Aber das Nothwendigſte zuvor iſt der Kampf mit uns ſelbſt!“

Nun knüpfte der General wieder ein Zwiegeſpräch mit dem Capitän an, bei welchem ſich die Andern

ganz ruhig verhielten. Nur, als dieser seinen Schmerz über den Verlust Beatricens äußerte, erhob sich Gerard und tadelte mit bittren Worten die Schwachheit, wie er sich ausdrückte, sein Herz allzufest an ein Weib zu hängen.

„Der Mann hat höhere Pflichten," belehrte er, „und vorzugsweise in unserer Zeit! Entnervte Mutterſöhnchen mögen seufzen und girren, gute Familienväter werden und die Welt nicht weiter sehen, als ihre blöden Augen reichen. Wir aber tragen das Weh der Menschheit im Herzen und wollen wirken für künftige Jahrhunderte. Sie haben dem Tode oft genug in's Antlitz gesehen, Freund, sind auf Schlachtfeldern unter Leichen gewandelt, haben das Winseln der Verwundeten gehört und nicht gezittert. Werden Sie nun unmännliche Thränen vergießen, wenn ein paar Weiberaugen brechen? O nein, wir haben eine bessere Meinung von Ihnen!"

Bald nach diesen Worten fand sich Alfred allein. Gedankenlos durchschritt er die Höhle und bemerkte nicht, daß es immer dunkler um ihn her werde. Schwarze, unsichere Schatten, die an den hohen Wän-

den hinaufliefen, mahnten ihn an seine Pflicht, den Lampen neue Nahrung zu geben. Er bewahrte sie noch zur höchsten Zeit vor dem Verlöschen. Geistig und körperlich ermattet, setzte er sich an einen steinernen Tisch. Er griff nach einem Buche, das er fand — es war die Bibel; schaudernd wendete er sich ab, die durch viele Jahrhunderte geweihten Schriften an diesem, in ewige Nacht gehüllten und den Augen der Welt borgenen Orte zu finden. Finstere Verschworene hatten auf das Buch ihren furchtbaren Eid abgelegt, den er nächstens selbst leisten sollte, freiwillig leisten wollte, getrieben von dem Gefühl der Rache! „Liebet, die euch hassen, vergebet euren Feinden!" Dieser Spruch kam ihm unwillkührlich in den Sinn. Er schlug die Hände vor die Stirn und sprang auf, wie ein Wahnwitziger — das Echo seiner Tritte hallte durch das Gewölbe, wie Hohngelächter, in das er, seiner selbst nicht mächtig, einstimmte. Zitternd warf er sich auf ein Ruhebette und schloß die Augen. Nach und nach wich die Furcht vor dem Wahnsinn, sein Herz schlug gemäßigter, ein unbehagliches Frösteln schlich durch seine Glieder.

Mehrere Stunden mochte er wohl in seiner Einsamkeit zugebracht haben. In der Stellung eines Schlafenden saß er unbeweglich, in sich versunken. Da fühlte er sich leise berührt und eine Stimme sagte: „Sie haben gefehlt!“

Alfred warf den Kopf empor und erhob sich. „Wer klagt mich an?“ rief er.

Ein Mann in einem schwarzen Domino, das Gesicht mit einer schwarzen Maske verhüllt, stand neben ihm. Er machte das Erkennungszeichen und gab das Losungswort mit dumpfer Stimme, dann sagte er, daß er einer der Brüder des höchsten Grades sei.

„Was ist Ihr Begehr, hoher Bruder?“ fragte Alfred.

„Ist Ihr Dolch geschliffen,“ entgegnete er, „wenn es gilt, einen Verräther zu strafen?“

„Was soll ich thun?“

„Einer unter uns ist des Verrathes schuldig!“

„Nennen Sie ihn!“

„Wenn es an der Zeit sein wird!“

Damit wollte er ihn verlassen. Am Ausgange wendete er sich noch einmal zu Alfred: „Ich kann

Ihnen den Namen schon jetzt sagen! Aber zuvor Ihren Schwur der Verschwiegenheit!"

Nachdem Alfred geschworen, reichte ihm jener einen Zettel. „Wenn Sie gelesen," fügte er hinzu, „verbrennen Sie dieses Papier!" — Es entstand ein Geräusch. — „Horch! man kommt, um Sie abzulösen!"

In diesem Augenblicke trat eine große Anzahl von Männern, die sämmtlich maskirt waren, herein. Einige von ihnen trugen unter ihren schwarzen Gewändern dreifarbige Schärpen. Man verband Alfred die Augen und führte ihn dieselbe schmale Treppe wieder hinauf, auf welcher er herabgestiegen war. Oben erwartete ihn ein Wagen, welcher schnell davon rasselte. Sein Begleiter sprach kein Wort. Nach Verlauf einer Viertelstunde wurde ihm das Tuch abgenommen. Armand saß neben ihm.

„Auf Wiedersehn, Capitän!" sprach er kurz und öffnete die Wagenthüre.

Wie betäubt stieg Alfred aus und eilte in der Dämmerung, anfangs, ohne zu wissen, wo er sei, die menschenleere Straße hinunter. Alles dünkte ihm

verändert, seitdem er die vergangene Nacht hatte in den unterirdischen Gemächern zubringen müssen. Die geschlossenen Häuser schauten so gramvoll aus dem Halbdunkel hervor, als ob ihre Bewohner seit gestern ein großes Unglück betroffen hätte; der Tod schien die Gardinen rings umher geschlossen zu haben; Alfred kam sich wie verzaubert vor, ihm war es, als sei er der einzige Lebendige in der ungeheuern Stadt. Er dachte an Rom, als es von den Galliern erobert wurde und die Bürgerschaft, ihre Wohnungen hinter sich lassend, auf das Capitol geflüchtet war, so daß nur die Väter, wie geschmückte Bildsäulen in den Vorhöfen sitzend, zurückblieben. Scheu blickte Alfred um sich, ob nicht ein ähnliches scheintodtes Standbild seinen Augen begegnen würde. Indessen vertrieb der nahende Tag die dunklen Schatten der fliehenden Nacht immer mehr. Das Leben regte sich wieder; die Häuser erwachten gleichsam aus dem Schlafe, hier und da eröffnete man eine Thür, ein Fenster, hier und da ließ sich eine menschliche Stimme hören, das Geräusch des Morgens vermehrte sich, und Alfred, erst von der Einsamkeit erschreckt, jetzt sie suchend, nahm

den kürzeſten Weg nach Hauſe. Ohne daß ihn Jemand kommen hörte, erreichte er ſein Gemach — die Mutter durfte von ſeinem nächtlichen Ausflug nichts erfahren — und ſtreckte ſich höchſt erſchöpft auf das Sopha nieder. Er konnte nicht einſchlafen, das Bild der Nacht wich nicht von ihm; ſobald er die Augen ſchloß, ſtiegen die hohen Spitzbogen vor ihm auf und wölbten ſich drohend über ſeinem Haupte, die Lampen flackerten unſicher, geſpenſtiſche Schatten fuhren um ihn her und aus denſelben traten die dunklen Männer hervor mit ihren ſchwarzen Masken und dreifarbigen Kokarden. Die Geiſter des Nationalconvents ſchienen aus den Gräbern aufzuſteigen. „Weh' mir," dachte er, „dieſe Männer ſind nicht des Kaiſers Freunde, ſie werden auch ihn zu ſtürzen ſuchen, wenn er die Bourbonen vertrieben hat, und die alte Schreckenszeit herbeiführen! Ich bin betrogen!"

Alfreds Beſorgniß war nur allzugegründet; glücklicherweiſe gab er ſich ihr noch nicht mit vollem Herzen hin, wenigſtens war er der feſten Ueberzeugung, daß der Kaiſer, wenn er einmal wieder ſeinen Fuß auf

Frankreichs Boden gesetzt haben würde, nicht verdrängt werden könne.

Sobald die Mutter vom Schlummer erwacht war, begab er sich in ihr Zimmer und fand sie zu seinem großen Schmerze schwächer, als den Tag zuvor. Aber all' das Weh, was er in der letzten Zeit erfahren, hatte sich schon so weit selbst erschöpft und abgestumpft, daß der Gedanke an den Tod der geliebten Mutter seinen schärfsten Stachel verloren hatte. Ja, in manchen Augenblicken war es ihm, als fände er eine gewisse Beruhigung in diesem Gedanken. Ihm selbst galt das Leben so wenig, daß er jedem Andern gern die stille Ruhe des Grabes gönnte. Sein ganzes Streben dünkte ihm nur noch ein unbändiger Todeskampf, ein schmerzliches Ringen, dem Leben noch in den letzten Augenblicken eine Genugthuung abzutrotzen.

Erst gegen die Mittagstunde erinnerte sich Alfred des Zettels, den ihm der Mann im unterirdischen Gemach gegeben. Hastig griff er in die Tasche, um den Namen des Verräthers zu erfahren, für den er den Dolch bereit halten sollte.

„Heiliger Gott!" rief er — „General Ques-

nel!" Dieſen bezeichnete das Blatt. Alfred ſtand erſchüttert. „Das fehlte noch," ſtöhnte er, „daß ich zum Mörder an einem Freund, an einem Wohlthäter, einem Vater werden ſoll!"

Nicht, weil er ſeines Verſprechens gedachte, ſondern von innerem Schauder getrieben, vernichtete er den verhängnißvollen Zettel. Lange ſaß er, das Haupt auf den Tiſch niedergeneigt, in unnennbarer, nie gekannter Qual. Endlich richtete er ſich wieder auf und ſprach dumpf vor ſich hin: „Und wenn es wahr wäre? Wenn er uns verrieth? Wenn er nicht die Kraft hätte, den Schmeicheleien einer elenden Regierung zu widerſtehen? O Himmel, in dieſem Gedanken liegt eine neue Qual! Unmöglich, ich kann nicht daran glauben! Aber wenn es dennoch ſo wäre?" Er ſprang wild empor. — „Nun, dann will ich auch dieſen letzten furchtbaren Schritt thun — iſt er dem Kaiſer treulos, das fordert Blut!" —

Als er ſich ein wenig erholt hatte, kam der Graf Emil, um ihm neue Mittheilungen über Bertrand zu machen. Alfred hörte ſie mit größerer Ruhe, als der Graf erwartet hatte. Dieſer ſagte ihm unter

Anderem, er habe wieder eine Unterredung mit Herrn von Cruſſol gehabt.

„Nun, wie ſteht er mit Bertrand, aus dem kein Menſch klug wird?“ fragte der Capitän.

„Wie ich vermuthet,“ antwortete Emil. „Bertrand iſt ſein Poſtenträger geweſen, hat Sie, Herr Capitän, auf allen Ihren Wegen belauſcht, hat Sie als ein Verſchwörungsmitglied angegeben und mag mancherlei dazu erlogen haben. Der Hof iſt davon in Kenntniß geſetzt worden, die Polizei hat deswegen Auftrag erhalten, bei Ihnen Hausſuchung zu halten, man hat Ihnen Ihren Degen abgenommen und, ich will es Ihnen nicht verhehlen, nach Herrn von Cruſſols Andeutungen ſteht noch Schlimmeres zu erwarten.“

„O ich weiß,“ rief Alfred, „man wird mich caſſiren, mich der Schande übergeben — doch, was thuts? Ich habe nichts mehr zu verlieren, nur das Gefühl der Rache hält mich noch aufrecht!“ Nach einer Pauſe ſprach er faſt wehmüthig weiter: „Aber iſt es nicht unerhört, Herr Graf, daß dieſer Bertrand, der einſt mein Freund war, mit dem ich Kampf und Gefahr getheilt, nun ſo weit gehen kann?“

„Ein blinder Haß gegen den Kaiser," versetzte Emil, „hat ihn geleitet; er hat es zu nichts gebracht, während Sie neben ihm begünstigt wurden. Nun hat er Sie abtrünnig machen wollen, und da es ihm nicht gelang, Ihr Verderben gesucht. So hat er sich gegen Herrn von Crussol geäußert, mit dem er sich vor wenigen Tagen auch überworfen hat."

„Wer weiß, was er jetzt für neue Pläne spinnt!" bemerkte Alfred gleichgiltig. Nach einem tiefen Athemzuge fuhr er fort: „Sie sagen mir nichts von Beatricen?"

Der Graf nahm ihn theilnehmend bei der Hand. „Lassen Sie das Vergangene ruhn," sprach er. „Beatrice gehört nur halb noch dieser Welt an; das mochte ihr Lebewohl bedeuten, welches sie Ihnen zugerufen!"

Alfred fragte nicht weiter; seine Seele war fast ohnmächtig von den unablässigen Folterschmerzen.

Nun eröffnete ihm Emil noch, daß er am folgenden Tage verreisen müsse. „Wir werden uns vielleicht lange nicht wiedersehn," fügte er hinzu; „wer weiß, was kommen mag! Darum lassen Sie uns Abschied nehmen, als ob es für immer wäre!"

Alfred warf sich ihm an die Brust. Nach einer stummen Umarmung trennten sie sich. Der Graf reiste mit dem frühsten Morgen ab; wohin? und in welchen Geschäften? ließ sich nur vermuthen, er selbst beobachtete darüber das tiefste Stillschweigen. In Paris vermehrten sich inzwischen die Gerüchte über die geheimen Unterhandlungen mit dem Kaiser und über dessen nahe Rückkehr.

Der einundzwanzigste Januar des Jahres 1815 zögerte, sich zu enthüllen. Trübe Nebel bedeckten noch, gleich Sterbeschleiern, sein ernstes Antlitz. Paris lag in drückender Dämmerung, welche, wie eine Schmerzensbotschaft, den nahenden Tag zu verkündigen schien. Ein leichter Schnee war gefallen, über den der Nachtfrost hinweggezogen. Starr und weiß glänzte das große Leichentuch, als habe die Natur Kunde erhalten von dem Treiben der Menschen. Der Tag, der aufstieg, war dem Tode geweiht.

In den Straßen war es schon ungewöhnlich lebhaft; aber die Leute gingen so feierlich, mit gesenkten

Köpfen umher und flüsterten nur, wenn sie mit einander sprachen. Von einer großen Erinnerung war jede Brust erfüllt — heute vor zwei und zwanzig Jahren fiel ein Königshaupt unter dem Beile des Henkers. Bald darauf erreichte dasselbe Schicksal die Königin. Beide Leichname verscharrte man damals in dem Garten nahe bei der Madeleine. Dort schliefen sie in Frieden, ungestört von dem großen Kampfe der Völker, und nun, da sie schon längst vermodert waren, sollte der Todeskampf der Legitimität ihren Staub wieder beunruhigen und ihm eine andere Grabstätte auserlesen. Ueber tausend gefallenen Häuptern gingen die Fußtritte der Lebendigen, doch jenem Staub, dem königlichen, gönnte man nicht das stille Vorrecht, der Erde gleich geachtet zu werden, der mütterlichen Erde, die alles Dahingeschiedene aufnimmt in ihren Schoos, von dem es genommen. —

Auch Alfred befand sich schon am grauenden Morgen außer dem Hause; aber ihn kümmerte wenig die allgemeine Bedeutung des Tages. Gramvoll folgte er einem kleinen, einfachen Leichenzuge — er begrub seine Mutter. Sie hatte Niemanden gehabt

auf der ganzen Welt, als ihren Sohn, und dieser hatte ihr die Augen zugedrückt, dieser geleitete sie jetzt allein zum Grabe. Er warf die erste Hand voll Erde auf den Sarg. Der Todtengräber verrichtete lautlos sein Werk, der Hügel erhob sich über dem schlummernden Mütterlein, und Alfred legte einen thränenbenetzten Kranz darauf und sank weinend und betend nieder.

Indessen begann der Tag über den Friedhof hin zu leuchten. Die Nebel hatten sich zertheilt — das blaue Auge des Himmels schaute klar und kalt auf die tausend Ruhestätten, und die Sonnenstrahlen flimmerten golden auf der weißen Schneedecke.

Alfred küßte den Grabhügel und stand auf; ein wehmüthiges Lächeln zuckte um seine Lippen, er breitete die Arme, wie segnend, aus, wendete sich und schritt nach dem Ausgange.

Da wallte wieder ein Zug durch das Thor — es mußte eine vornehme Leiche sein, die man zur Ruhe bestatten wollte. Alfreds Augen waren von vielem Weinen geschwächt; er konnte die Gesichter der Leidtragenden nicht genau erkennen. Als der Zug längst vorüber war, blickte er sich noch einmal um — die

Sonne fiel eben auf das schwarze Grabtuch — ein goldgesticktes Wappen flimmerte darauf — Alfred fuhr schaudernd zusammen — ein stöhnender Laut drang von seinen bleichen Lippen. Lange stand er willenlos in sich zusammengesunken. Als er das Haupt erhob, eilte ein schwarzgekleideter Mann an ihm vorbei, der zur Begleitung des Zuges zu gehören schien. Alfred rief ihn mit starker Stimme an: „Herr! Wen bestatten sie dort?" — „Fräulein Beatrice von Cruffol!" war die Antwort.

„Und was war die Ursache ihres Todes?"

„Der Gram!"

Der Mann wollte noch mehr reden, aber Alfred winkte ihm mit der Hand zum Schweigen.

„Der Gram!" wiederholte er, da er wieder allein war. Sollte er sich zu den Begräbnißgästen gesellen? Er hatte ein heiliges Recht dazu. Schon setzte er einen Fuß vorwärts — da sah er von weitem den frischen Hügel, unter dem seine Mutter ruhte.

„Mutter! Beatrice!" ächzte er. Dann faltete er die Hände zum Himmel: „Vater, führe mich einst wieder mit ihnen zusammen!"

Tief in den Mantel gehüllt, entfernte er sich schnell. Bald drang ihm das Gewühl der Menschen entgegen — er schaute stolz um sich, als ob er sagen wollte: „Keiner von euch Allen ist so schmerzbeladen, als ich!" Er mischte sich unter die wogende Menge. Mit Gewalt trieb er die Gedanken des Todes von sich, gierig faßte er nach den Erscheinungen des Lebens.

„Was bietet mir nun das Dasein noch?" fragte er sich. Und sein Inneres antwortete ihm: „Genug! Es läßt Dir Zeit zu Hohn und Rache!"

Die Feierlichkeit begann. Von den Tuilerien bis zur Barriere St. Denis waren Soldaten aller Waffengattungen aufgestellt. Auch die Nationalgarde war in großer Anzahl erschienen. Das Volk hielt sich ruhig. An den Fenstern wehten weiße Fahnen und große Flöre. Vom Dom der Invaliden, die sich in Napoleon's Schlachten geschlagen, flatterte eine ungeheure schwarze Fahne. Sämmtliche Behörden, eine zahlreiche Geistlichkeit, die Pairs und die Deputirten wohnten der Ceremonie bei. Die Beamten des königlichen Haushaltes glänzten in Gold und Purpur

und umgaben mit den Prinzen und Prinzessinnen den Leichenwagen, der verschwenderisch geschmückt war. Hoch oben prangte eine Krone von ungewöhnlichem Umfange.

Langsam schwankte der Zug weiter. Doch sieh! — wer vermag den Zufall von dem Walten einer höhern Macht zu unterscheiden? — plötzlich faßte zwischen der Rue Richelieu und der Rue Montmartre die Schnur einer Laterne, die man abzunehmen vergessen, die goldene Königskrone, verwickelte sich in sie, hob sie empor, hielt sie einige Augenblicke schwebend und ließ sie dann auf den hartgefrorenen Boden niederfallen, daß sie in mehrere Stücke zerbrach.

Ein dumpfes Gemurmel lief durch das Volk. Von fern rief eine Weiberstimme: „Mein Gott, die armen Bourbons verlieren ihre Krone abermals! Der Himmel schütze den König!"

Alfred war von dem verhängnißvollen Zeichen, das in diesem Augenblicke Allen eine Vorbedeutung schien, seltsam überrascht. Nach und nach setzte sich der Leichenzug wieder in Bewegung und kam an der Abtei St. Denis an. Dort ließ man in sonderbarer Zer-

ſtreuung die zerbrochene Krone mit in das Grabgewölbe Ludwigs XVI. hinab — die Krone der Bourbons in die dunkle Gruft! „Ein neues Zeichen!“ hörte man hier und da flüſtern.

In tiefem Nachſinnen ging Alfred vor ſich hin und dachte an ſeinen Kaiſer. Am Eingange in eine enge Straße hielt ihn der Menſchenſtrom auf. Er blieb kurze Zeit an einer Ecke ſtehn; da erblickte er auf der entgegengeſetzten Seite Armand und Gerard. Sie bemerkten auch ihn und winkten ihm zu. Er grüßte und vermied es, ihnen in den Weg zu kommen. Als er auf dem freien Platze angelangt war, wo ihm jene Alte des Nachts aus der Hand gewahrſagt hatte, begegnete er dem guten Stelzfuße. Er ſah bleich und traurig aus. Alfred fragte ihn nach ſeinem Befinden, Georges zuckte mit den Schultern, ſtampfte mit dem Holzbeine, aber nicht mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, auf den Boden und lächelte wehmüthig.

„Ich weiß kaum ſelbſt, was ſeit einiger Zeit aus mir geworden iſt!“ ſprach er. „Mir ahnt, es geht

zu Ende! Mein heiterer Sinn ist fort und meine Lebenslust! — Nun, wir Alle finden unser Grab!"

„Hat Dich das Trauerfest verstimmt?" entgegnete der Capitän.

Der Alte versetzte: „O nein, nein! Wer so ein Stück Weltgeschichte erlebt hat, wie ich, der ist ruhig genug. Dieser Pomp kommt mir vor, wie die geputzte Reue der Väter, mit der man den Söhnen ein Schauspiel gibt!"

„Oder ein glänzend ausstaffirter Vorwurf, den ein hinsterbendes Königsgeschlecht seinem Volke noch auf dem Todtenbette macht!" fuhr Alfred fort.

Der Invalide schüttelte das graue Haupt mit jenem ernsten Lachen, das ihm eigen war. „Laßt nur," sagte er dann, „es ist eine Familienangelegenheit, die man ein wenig zu öffentlich verhandelt. Gönnt ihnen diese traurige Genugthuung. O wär ich noch jung, daß ich mich freuen könnte!"

„Der Kaiser lebt noch!" erwiederte der Capitän.

„Ja," rief Georges begeistert aus, seine Mütze abnehmend. „Ihn möcht' ich noch einmal sehn und dann sterben!"

„Du wirst ihn sehn!" sprach Alfred zuversichtlich, indem der Stelzfuß leise sang:

„Schlag, guter Tambour, schlag,
Die Bajonnette blitzen,
Siehst Du dort hoch zu Roß
Den großen Kaiser sitzen?"

Bei den letzten Tönen hatte er Alfreds Hand gefaßt. „Wenn ich im Grabe ruhe," sagt' er jetzt mit zitternder Stimme, „und der Kaiser zieht in Paris ein, so werden meine alten Knochen sich regen und mein Holzbein wird an die Wände des Sarges trommeln. — Lebt wohl!"

Er wendete sich zum Gehen.

„Wann sieht man Dich wieder, Alter?" fragte Alfred gerührt.

„Zufällig auf den Straßen," antwortete jener. „Man hat mich versorgt, die Regierung gibt mir das Gnadenbrot. Ich brauche nicht mehr zu betteln. Nun, bald ist Alles vorbei!"

Sie gingen auf entgegengesetzten Seiten auseinander.

Die Nacht war eingebrochen. Die unterirdischen Gemächer füllten sich mit Menschen; von allen Seiten erschienen maskirte Männer. Nach Verlauf einer Stunde befanden sich etwa siebenhundert Verschworene in den ungeheuren, matterleuchteten Räumen. Dem Haupteingange gegenüber erhob sich eine Estrade mit amphitheatralisch geordneten Sitzen, auf denen sich die Chefs niederließen. Diese trugen sämmtlich große dreifarbige Schärpen und Kokarden. Dreimal drei und dreißig Richter, welche das Parquet bildeten, an ihrer Spitze der Generalprocurator, vier Generaladvokaten und sechzehn Substituten, waren schwarz gekleidet. Kein Einziger in der ganzen Versammlung war ohne Maske.

Eine große Ceremonie stand zu erwarten. Es sollte heute die Aufnahme neuer Mitglieder geschehen. Was sonst noch die Tagesordnung vorschrieb, war nur den Chefs bekannt.

Alfred saß mit mehrern andern verhüllten Unbekannten in gewisser Entfernung vor den Richterstühlen. Ein Gefühl des Schauders umschlich sein Herz, als er die Menge von Verschworenen in ihren nächtlichen

Mänteln um sich sah. So furchtbar hatte er sich die Verschwörung nicht gedacht, und was ihn am meisten mit einer Art von Furcht erfüllte, war der geheimnißvolle Kreis der Richter und der übrigen Vorgesetzten, die wie Gespenster des ehemaligen Nationalconvents, in stolzer, unbewegter Haltung vor ihm saßen. Eine tiefe Stille herrschte durch das weite Gewölbe.

Jetzt richtete sich der Präsident auf und sprach langsam mit dumpfer Stimme: „Wir sind gekommen zu einem ernsten Geschäfte. Mehrere Geprüfte wollen eintreten in unsern ehrwürdigen Bund. Jeder von Euch, ihr Brüder, kennt die Namen derselben, und wir, die Vorsitzenden, haben Rath gehalten und die schwarzen oder weißen Kugeln, wie es unsere unbestechliche Ueberzeugung forderte, in die Urnen geworfen. Stimmt ihr Alle ein in das, was wir für das Rechte gehalten?"

Ein lautes Ja! hallte, wie aus einem Munde, gegen die Wölbung des Saals.

„Nun denn," fuhr der Präsident fort, „so laßt uns unverzüglich zur Ausführung unsers Werks schreiten! — Tretet vor!"

Er winkte den zur Aufnahme bereit Stehenden. Nach einer langen Rede, welche voll von myſtiſchen Phraſen war, und nach mancherlei ſeltſamen Ceremonien, ward jeder Einzelne bei dem Namen, den er von nun an führen ſollte und den man ihm ſchon vorher mitgetheilt, herbeigerufen und mußte einen gräßlichen Eid ſchwören. Alfred machte den Anfang, ihm folgten die übrigen in gleicher Weiſe. Sobald aber der Letzte hervortreten wollte, ſtanden alle Richter auf, und der Präſident donnerte ihm ein mächtiges „Halt!" zu. Zitternd wankte jener zurück, und der Generalprokurator nahm das Wort:

„Brüder," ſprach er, „Ihr freut Euch ſchon, Eure heldenmüthigen Reihen durch Dieſen da vermehrt zu ſehen; Eure Arme ſind geöffnet, ihn zu empfangen. O, haltet Eure Freude noch zurück, denn ſie iſt vergeblich! Wir haben ihn nicht kommen laſſen, um ihn unter uns aufzunehmen, ſondern um Gericht zu halten über ihn — den Verräther!"

Ein dumpfes Murren ging durch die Verſammlung, während der Angeklagte halb ohnmächtig auf einen Stuhl niedergeſunken war.

Der Sprecher fuhr fort: „Murrt Ihr, weil sich Eure Redlichkeit sträubt, an die Wahrheit meiner Behauptung zu glauben? Ihr irrt und schreckt mich nicht! Ja, Bürger, Brüder, es ist dennoch so, wie ich sagte — er ist des Verbrechens schuldig, dessen ich ihn zeihte!"

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr dem Geängsteten. Alfred stand hastig von seinem Sitze auf.

„Komm auch Du näher," redete den letzteren der Generalprokurator an. „Auch Dir hat dieser Nichtswürdige Schlingen des Verderbens gelegt; er hat Dich verleumdet und betrogen. Auf seinen Antrieb ist man in Deine Wohnung eingebrochen, hat man Dir Deine Waffen genommen, daß Deine junge Braut und Deine alte Mutter in Herzeleid gestorben sind! Aber Du sollst Rache haben, verlaß Dich darauf."

„Bertrand!" stöhnte Alfred.

„Still, mein Sohn!" gebot der Prokurator und wendete sich wieder zu der versammelten Menge, indem er auf Bertrand zeigte: „Seht, die Schwere seiner Schuld hat ihn zu Boden gedrückt, wie ein

Wurm krümmt er sich zu unsern Füßen! Er ahnt den gerechten Richterspruch, ehe er ihn noch vernommen hat. Blinder Thor, Dein Wahnwitz trieb Dich Deinem Verhängnisse entgegen, dem Du ohne Rettung verfallen bist!"

Bertrand riß sich trotzig empor; Scham, Angst und Wuth gaben ihm Kraft, den furchtbaren Richtern entgegenzutreten. Er versuchte sich von der Beschuldigung zu reinigen, die man wider ihn erhoben. Doch seine schwachen Gründe wurden mit Hohn zurückgewiesen; man legte ihm Fragen vor, die ihn verstummen machten. Mit größter Genauigkeit gab man ihm über sein verstecktes Treiben Rechenschaft, selbst seine innersten Gedanken schien man ihm abgelauscht zu haben.

„Du wähntest, Elender," begann der Prokurator von neuem, „in unsere Geheimnisse eindringen zu können, während die deinigen schon längst entschleiert waren. Glaubtest Du Dich so sicher in Deiner armseligen Hülle? Hört es Alle, er ist ein Spion der Polizei; er drängte sich uns auf, unter dem Vorwande, unser Bruder zu werden, aber seine wahre

Absicht ging dahin, unsern geweihten Versammlungsort auszukundschaften, uns in die Gewalt der Regierung zu liefern und unsere Macht zu vernichten. Noch gestern hat er einen Brief an den Polizeipräfecten geschrieben, worin er seine schändlichen Vorsätze in klaren Worten ausspricht."

„Ich bin verloren!" ächzte Bertrand. Seine Blicke trafen Alfreds Gestalt. „Oh, rette Du mich," rief er in Verzweiflung —" er fiel vor ihm auf die Kniee — „Bitte für mich, rede die Furchtbaren an; ich will thun, was sie verlangen, ich will schwören, nichts zu verrathen!"

Alfred schwieg erschüttert. Einige Diener des Bundes faßten Bertrand an und zogen ihn auf die Seite. Die Richter riefen dreimal „Wehe!" und die ganze Versammlung wiederholte den schauerlichen Ruf.

Darauf stand der Präsident wieder von seinem Sitze auf und sprach zu den Richtern: „Genug des Zögerns! Vollzieht das Urtheil!" — Der Prokurator winkte mit der Hand. Da ward von einer Nische ein schwarzer Vorhang zurückgeschlagen und in der-

selben zeigte sich eine Guillotine, hinter welcher der Henker in einem rothen Mantel hervortrat.

„Gott im Himmel!" stammelte Alfred bei dem grauenhaften Anblicke und hielt sich an einer Säule fest.

Einer von den Chefs, der vielleicht schon längere Zeit in seiner Nähe gewesen, berührte jetzt seine Schulter. „Pfui, Capitän!" sprach er leise; „wir glaubten Dich stärker und entschlossener. Du zitterst?"

„Sollt' ich nicht?" antwortete Alfred und zeigte nach der Nische, zu welcher man Bertrand hinschleppte.

„Das Leben eines Schurken endigt — was verliert dabei die Welt?" versetzte der Verhüllte nachdrücklich. „Aber auch die Schwachen sind gefährlich! Erinnere Dich des Zettels, mein Sohn, den ich Dir neulich gab, als Du hier Wache hieltest. Du darfst nun Deinen Dolch ruhen lassen — Jenen hat sein Schicksal schon erreicht."

In diesem Augenblicke hörte man das Beil fallen — man machte Raum vor der Nische — der Henker trat einige Schritte vor und zeigte den Anwesenden Bertrands blutiges Haupt. Darauf rollte der schwarze

Vorhang nieder, und die furchtbare Erscheinung war verschwunden.

Ein kräftiger Arm rüttelte den Capitän aus seiner Erstarrung auf. „Bist Du zufrieden?" raunte ihm Gerard in das Ohr, und Armand setzte hinzu: „Du bist gerächt! Freue Dich, die Schlange ist zertreten — wir haben unser Wort gelöst." — „Verflucht," fuhr jener fort, „daß uns der Milchbart entgangen ist, der uns neulich schon verdächtig vorkam. Jetzt ist's entschieden, daß er geplaudert hat, aber er hat sich noch bei guter Zeit aus dem Staube gemacht."

Der Präsident begann wieder zu sprechen. Alfred hörte nichts; Bertrands Todesächzen und der Klang des fallenden Beiles brauste ihm unablässig vor den Ohren. Indessen hatte sich die Versammlung in einen Nationalconvent verwandelt; man stritt, lärmte, rief zu Ordnung; die linke Seite kämpfte hartnäckig gegen die rechte, der Berg schlug mit terroristischen Donnerworten dazwischen. Die Rückkehr des Kaisers ward nur erwähnt, indem man ihn als ein unentbehrliches Organ bezeichnete, um eine nothwendige

Krisis herbeizuführen. Volksoberhoheit — dieß war die allgemeine Losung.

Zwei Uhr des Nachts war vorüber, als sich Alfred wieder in seiner Wohnung befand. Man kann sich denken, was für Gefühle sein Herz durchkreuzten. Welch' ein Tag lag hinter ihm! Seine Brust glich dem Innern eines Vulkans, der in sich selbst zusammenzustürzen droht. Alles war dahin — Alfred sehnte sich nach der Ruhe des Grabes.

Sein Blick fiel zufällig auf seinen Schreibtisch; ein Brief war in seiner Abwesenheit angekommen. Schon wollte er ihn ungelesen liegen lassen, als er des Generals Handschrift erkannte. „Hat der Tod seine Hand doch noch nicht starr gemacht?" sprach er und öffnete den Brief. Hier ist der Inhalt:

„Jetzt bindet meine Zunge kein Eid mehr, mein Sohn, und ich darf frei zu Dir reden. Wenn Du diese Zeilen liesest, bin ich nicht mehr. Unsere Richter haben mich für schuldig erkannt, und ihre Schergen haben nicht gezögert. Unter der Maske der Freund-

schaft hat man mir den Giftbecher gereicht. Ich bin schuldig, doch nicht, wie jene glauben. Der Bund forderte mehr von mir, als ich leisten konnte. Zu spät habe ich das eingesehen. Auch Du, mein theurer Alfred, bist in gleichem Falle. O, sie haben ein feines Spiel mit Dir gespielt! Denke zurück, vielleicht siehst Du nun die Fäden deutlicher, mit denen sie Dich umsponnen — selbst die Wahrsagerkünste einer halbverrückten Zigeunerin haben sie nicht verschmäht. All' ihr Treiben war Verstellung und Lüge. Höre meinen Rath, den ich Dir in meinen letzten Augenblicken gebe, mein Sohn — flieh, flieh, suche in der Provinz eine Zufluchtstätte, bis der Kaiser wiederkehrt! Er kann nicht lange mehr ausbleiben, das ist gewiß. Der Todeskampf scheucht mir die Worte von den Lippen, meine Augen dunkeln, meine Hand zittert — Emil ist in Sicherheit — leb' wohl — leb' wohl!"

Quesnels Vorherverkündigung ging in Erfüllung. Im Frühjahre desselben Jahres zog Napoleon in

Paris ein. Alfred aber, der bis dahin glücklich den Späheraugen der Verschworenen entgangen war, erlebte nicht die verhängnißvolle Schlacht bei Waterloo. Er fiel bei einem kleinen Gefechte in der Nähe des siegenden Kaisers.

II.

Der neue Rothmantel.

Mährchennovelle.

„Gottlob, das Werk ist beendigt; gelungen, wie kein früheres, erhaben, rührend und tragisch! Wenn sich so, wie hier, köstlicher Stoff und Begeisterung athmende Ausführung zu einem schönen Ganzen verschmelzen — dann, ja, dann darf der Meister nach mancher schlaflosen Nacht sich befriedigt zurufen: „Welt, reiche mir den Lorbeerkranz, nach welchem ich mit aller Kraft gerungen, denn ich habe ihn verdient!“

Die Thränen drangen ihm unaufhaltsam in die Augen und rannen unter der Brille hervor auf die blassen Wangen des Sprechenden. Er war aufgestanden und schöpfte tief Athem, indem er die versessenen Glieder dehnte und die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, daß die Gelenke, wie eine Tonleiter auf einem alten saitenlosen Clavier knackten. Eine Zeitlang sah er schweigend in die dunkle Zim-

merecke, wo der Ofen, einem aſchgrauen Geſpenſte ähnlich, daſtand. Dann kehrte er ſich wieder zum Tiſche, nahm die Brille ab und putzte das vernachläſſigte, tief herabgebrannte und verſchnuppte Licht, ſchob den Lehnſtuhl ein wenig bei Seite und warf ſich hinein, die Beine gekreuzt, den Kopf zurückgeneigt, als wenn er ſchlummern wolle. Eine Glocke ſchlug.

„Schon zwei Uhr!" ſagt' er, „es wird Zeit, daß ich mich zu Bett lege. Ich fühle mich abgeſpannt und ſehne mich danach, einmal recht ordentlich zu ſchlafen. Und doch iſt mir ſo leicht, als hätt' ich plötzlich heftige Zahnſchmerzen verloren. Und warum das? Darum, weil ich ſagen kann: Das Werk iſt fertig!"

„Aber was für ein Werk iſt es denn eigentlich, über welches hier von Jemandem geſprochen wird, den man eben ſo wenig kennt?"

Kannſt Du nicht rathen, lieber Leſer? Lies die paar Zeilen noch einmal durch, was freilich viel verlangt iſt. Es iſt die Rede von Stoff, von Ausführung, von einem Meiſter. Kommſt Du auf die

Spur? Blasse Wangen. Nun? Allerdings, die blassen Wangen sind heut zu Tage allzuhäufig, wie solltest Du da gleich auf die rechten kommen? Laß, ich will Dich nicht quälen — ein Unterhaltungsschriftsteller soll ja das Denken nicht in Anspruch nehmen. Das bleiche Antlitz des hagern, kleinen Mannes, dessen Stimme Du so eben gehört hast, ist im Besitze eines Künstlers, der schon manchen jungen Herrn zum Mann gemacht, wenn man dem Sprichworte und seinen eignen Augen trauen darf, eines Futteralkünstlers für die menschliche Form, oder, von der Leber wegzureden, in der Sprache vergangener Tage — des Bürgers und Schneidermeisters Johann Georg Benedictus Rosenhain in — denke Dir die Stadt gefälligst selbst hinzu, gütiger Leser. Du hast ja eine große Auswahl im lieben Vaterlande, denn unser nachtwandelnder blasser Kleiderverfertiger ist ein Narr von bester Qualität, und so wirst Du nicht leicht in Gefahr kommen, einen statistischen Fehler zu begehen. Nur in keine kleine Provinzialstadt, bitt' ich, verlege die Scene — Johann Georg Benedictus Rosenhain ist wahrhaftig kein Kleinstädter, seine

Narrheit gehört einer großen Stadt an, das muß ich zu seiner Ehrenrettung hinzufügen.

Jetzt wäre also in dem Männchen, welches eben seinen erhebendwehmüthigen Monolog gehalten — den Monolog könnten vielleicht Bühnendirectionen als Einlage für ein ergreifendes Trauerspiel benutzen — in dem Männchen wäre also ein sehr nothwendiges Subject der menschlichen Gesellschaft gefunden; in dem Werke aber, über dessen glückliche Beendigung der Meister sich freut — nun, doch nichts Anderes, als etwa ein extrafeiner Rock au dernier goût, meinst Du? Ja, mein guter Leser, wenn das so wäre, dann wäre das Rathen ein Kinderspiel! Du hast — verzeih' mir meine Offenheit — einen viel zu vernünftigen Schluß gemacht; in unsern Tagen hättest Du Dir eine ganz andere Logik aneignen sollen; entschuldige, Du scheinst nicht recht mit der Zeit fortgeschritten zu sein — Du hast die Emancipation des Menschengeschlechtes nicht verfolgt. Sollte unser Held, wie so viele Unhelden, nicht auch nach etwas Höherem, Idealerem streben, als ein Rock au dernier goût ist? Benedict durchwacht keine Nächte, opfert nicht

seine ohnehin zweifelhafte Gesundheit auf um den armseligen Ruf eines ausgezeichneten Schneidermeisters — in Benedicts Gehirn gähren Pläne für die Unsterblichkeit! Er hat umsonst um die Stelle eines Stadtverordneten angehalten, die seine süßeste Hoffnung war — nun rächt er sich an dem städtischen Civilblödsinne in stillen, einsamen Mitternächten. Gewaltige Bilder und Gestalten beschwört er mit der Macht seines Geistes, auf welchen er stolz ist, denn um Dich nicht noch ungeduldiger zu machen, geduldiger Leser, so wisse: Benedictus Rosenhain ist Dichter!— Weißt Du, was das sagen will? Ich habe Dir bereits angedeutet, daß er blaß ist, daß er das Licht zu putzen vergißt und noch gegen die Morgenstunden außer dem Bett zubringt. So wirst Du mich hoffentlich verstehn. Gegenseitiges Verständniß ist bei Autoren und Lesern die Hauptsache. Da dieselbe nun zwischen uns, wie ich mir schmeichle, geschehen ist, so will ich mich aber auch in allem Ernste zusammennehmen und meine Perioden nicht länger Kreuz- und Quersprünge über die schwanke Gerte meiner bescheidenen Subjectivität machen lassen; die Erzäh-

lung soll im Gegentheile ganz gemächlich objectiv weiterschlendern und sich gleichsam selber erzählen, was ohne „gleichsam" für einen armen deutschen Schriftsteller von großem Nutzen sein würde. Die Kritik soll mich gar nicht zu sehen bekommen, suchte sie auch nach mir mit tausend grün, roth, blau oder sonst wie gefärbten Brillengläsern.

Benedict Rosenhain verstand die schöne Kunst, geschmackvolle Kleider, und die freie Kunst, Verse zu verfertigen. Ob die letzteren eben so geschmackvoll, als jene waren, bleibe vor der Hand dahingestellt. Kurz, er war in beiden Künsten erfahren und schwankte eine geraume Zeit, für welche von ihnen die Natur ihn eigentlich geschaffen habe. Ein solcher Zweifel ist sehr natürlich und sehr menschlich, bei Benedict am allermeisten. Denn schon als Geselle hatte er sich in der Herberge durch sein poetisches Talent hervorgethan und viele Lieder gemacht, die noch jetzt von seinen Zunftgenossen gesungen zu werden pflegen und hier und da in Sammlungen deutscher Volkslieder zu lesen sind, nicht zu gedenken der fliegenden Blätter auf Messen und Jahrmärkten. Auch arbei-

tete er schon damals an mehrern Zeitschriften mit und suchte der deutschen Lyrik eine „standesgemäße" Richtung zu geben, wie er sich selbst ausdrückte, ohne sich jedoch näher darüber zu erklären, ob er seinen eigenen oder was für einen Stand dabei im Sinne habe. Am bekanntesten ist jenes Gedicht von ihm geworden, das mit dem tiefsinnigen Verse anfängt:

„Vor allen Gilden lobt und preist
Die edle Schneidergilde,
Denn Menschen schafft des Schneiders Geist
Nach Gottes Ebenbilde.
O, Schneider,
Welche Freude,
Denn Kleider
Machen Leute,
Ja, Leute, Sela, Leute!"

Aber auch in einem andern Genre war ihm Vieles gelungen. Seine Lieder z. B., welche den bittern Schmerz über die Untreue oder Kälte der Geliebten auswinseln, sind so durchsichtig klar, wie jungfräuliches Thränenwasser, so spitz und fein, wie ein Seidenfädchen in der dünnsten pariser Nähnadel, so vaterländisch wahr, wie die Begeisterung eines schmachtenden

Jünglings in Berlin, daß man sie wahrhaft bewundern muß und auf den ersten Anblick jene „standesgemäße" Richtung verstehen lernt. Wer ein Exemplar in die Hand nimmt, wird auch sogleich an jedem einzelnen Blatte wahrnehmen, wie schnell dergleichen Bücher vergriffen werden.

Der lyrische Liederfrühling war indessen in Rosenhains voller Brust nach und nach abgeblüht. Das reifere Alter führte ihn auf ein bedeutenderes Gebiet; sein Geist war solider geworden auf der Wanderung durch das Leben, die errungene Menschenkenntniß trieb ihn zu neuen poetischen Offenbarungen.

Schon seitdem er Meister geworden, war er in einer Leihbibliothek abonnirt. In seiner Studirstube fand man die neusten Erscheinungen der Literatur, so wie sämmtliche Journale, kritische, Unterhaltungs- und Nichtunterhaltungsblätter, und oft, wenn er, umgeben von Büchern und Manuscripten, einem Kundmanne das Maß anlegte und die Gesellen in der Werkstätte daneben das Lied anstimmten:

Vor allen Gilden lobt und preist
Die edle Schneidergilde u. s. w.

dann mahnten ihn selige Erinnerungen an die längst-verflossenen glücklichen Wanderjahre, Thränen der Rührung befeuchteten sein verklärtes Antlitz, daß ihm die Augen dunkelten. Kein Wunder, wenn er in solch' einem Falle das Maß zu lang oder zu kurz, zu weit oder zu eng nahm, und sich in der Intention der bestellten Beinkleider versah. Prosaische Menschen setzten ihn deshalb nicht selten hart zur Rede, nannten ihn ein unnützes Subject, einen erbärmlichen Pfuscher, sagten ihm geradezu, er solle sich lieber um eine richtige Behandlung der Wollen- und anderer, als um Tragödien- und Epopöen-Stoffe, lieber um sein Handwerks-, als um Versmaße, lieber um seine Schneiderscheere, als um die Scheere der Kritik bekümmern. Rosenhain aber wußte dergleichen Gemeinheiten zu verachten, behielt die verdorbenen Kleidungsstücke zurück und bat die Ergrimmten höflich, ihn künftig mit ihren gütigen Aufträgen zu verschonen. Diese öfter wiederholte Bitte wurde ihm auch regelmäßig erfüllt.

Sollt' er sich etwa bang werden lassen? Die geistvollsten jungen Leute der Stadt ließen ja noch bei ihm

arbeiten, waren ſtets zufrieden mit ihm und verſammelten ſich zu gewiſſen Stunden zahlreich in ſeinem Hauſe, um ſeine neuſten Produktionen vorleſen zu hören, ihm die ihrigen mitzutheilen, ſich mit ihm über Kunſt und Literatur zu beſprechen und überhaupt eine äſthetiſche Unterhaltung zu führen. Dabei hatten ſie doppelten Gewinn, denn außer dieſen geiſtigen Genüſſen — den beiläufig trefflichen Wein, Thee, Butterbrot u. ſ. w. nicht gerechnet — erfreuten ſie ſich zugleich des beträchtlichen Vortheils, niemals von einer unwillkommenen Rechnung für ſo und ſo viel gefertigte Garderobe beläſtiget zu werden. Bedenkt man, daß dieſe Herrn meiſtens Schöngeiſter waren, ſo wird man den letzterwähnten Vorzug, der ihnen aus dem Umgange mit Herrn Benedictus Roſenhain erwuchs, für keinen ganz unweſentlichen halten, denn man weiß, wie häufig bei den Belletriſten, die triſten Finanz- und anderen Umſtände ſind. Unſerm Benedict entging dieß zwar bei ſeiner ſcharfen Menſchenkenntniß keineswegs, aber er ließ ſich genügen an dem ächten Golde des Geiſtes, mit welchem ihn ſeine Freunde reichlich bezahlten, und ſchwieg

zartfühlend über seine sonstigen materiellen Forderungen.

Sein eleganter Salon wurde dafür in der Stadt von Tag zu Tag bekannter; immer neue Theilnehmer — und Kundleute — drängten sich zu der Ehre, in der ausgezeichneten Gesellschaft eingeführt zu werden. Benedicts eigener Ruhm breitete sich immer mehr aus, und bald mußte er sich als den Mittelpunct eines Kreises betrachten, der sich bewundernd um ihn, wie um eine glänzende Sonne drehte. Er war trunken von Entzücken, berauscht von der Milch des Ruhms, die ihm zu Kopfe stieg; der Gedanke an die Unsterblichkeit umflatterte ihn, gleich einer goldenen Fahne.

Eins nur belästigte ihn jetzt mehr, als jemals — sein Stand. Theils traute er der Emancipation der Welt noch nicht so weit, daß er ihn nicht mehr für eine Nahrung des Vorurtheils hätte ansehen müssen, theils auch empfand er den größesten Widerwillen gegen die prosaischen Beschäftigungen, die sein Metier, oder, wenn man will, seine Kunst nothwendig machten. Zwar suchte er sich derselben für

seine eigene Person so viel als möglich zu entäußern; allein allen Antheil daran konnte er doch nicht verbannen. Er mußte die Gesellen beaufsichtigen, sie unterrichten, bei'm Zuschneiden bisweilen selbst Hand anlegen, abgesehen von dem Maßnehmen, dem er sich ganz allein unterziehen mußte, und wobei, wie gesagt, manchmal der Dichter in die Region des Schneiders gerieth. Was Wunder, daß dieser immer lästiger wurde, jemehr jener den Herrn spielen wollte? Die drückenden Folgen einer solchen Doppelpersönlichkeit konnten unmöglich ausbleiben. Der Dichter lebte auf einem großen Fuße, und der Schneider weigerte sich, die Mittel dazu zu schaffen — frei herausgesagt, Benedicts milchende Kuh, sein Geschäft, war nach und nach den sieben magern Kühen im Traume Pharaonis sehr ähnlich geworden. Seine regelmäßigen Abendgesellschaften erforderten einen ziemlich bedeutenden Aufwand. Die zahlreichen Gäste lobten zwar nach wie vor seine Feinheit, seine vortreffliche Bewirthung, seinen ausgebildeten Geschmack, und fanden selbst nicht wenig Geschmack an dem Gebotenen; zwar galt Rosenhain für einen ver-

mögenden Mann — für was der Mensch gilt, das ist er — für einen Mann, dem daran gelegen sei, einen gemeinnützigen edlen Gebrauch von seinen Mitteln zu machen — aber, aber er wußte doch am besten, daß diese aufgezehrt und zwischen Activis und Passivis bereits ein großes Mißverhältniß eingetreten sei.

Wenn er sich die Lage der Dinge reiflich überlegte, dann drängten sich wohl mitunter zwischen seine weitfliegenden Unsterblichkeitspläne Gedanken an die nahe Zukunft, an einen Banquerott, doch sein starker Geist verzagte nicht und hielt sich noch schwebend über den Wassern. Ein Zauberwort verbannte seine Besorgnisse, das kleine Wörtchen Credit, und die Hoffnung auf einen Glücksumstand zeigte ihm die lachendsten Bilder in der Ferne.

Früher ein Feind des Lotteriespieles, hatte er sich endlich entschlossen, ein Loos zu kaufen. Kam das erste auch mit einer Niete heraus, betrog ihn auch ein anderes, ein drittes, so verzweifelte er nicht; er hatte nicht umsonst seinen Goethe gelesen, unter des-

sen in Benedict's Zimmer prangendem Bilde die Worte standen:

„Wisse nur das Glück zu greifen,
Denn das Glück ist immer da!"

Auf diesen Ausspruch gestützt, philosophirte er also: „Haben mich drei Loose hintereinander getäuscht, so täuscht mich dieselbe Anzahl, die ich zugleich spiele — wenn sie mich täuscht, — in dreifach kürzerer Zeit, und mir bleiben noch zwei Drittel derselben Zeit übrig, in welcher zweimal drei Loose doch unmöglich wieder täuschen können." Für die nächste Ziehung wählte er wirklich drei Nummern. Der Collecteur meinte, es müsse nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn es fehlschlagen sollte. Rosenhain sah schon goldene Berge; kaum konnte er den Tag erwarten, an dem das Glück in sein Haus einziehen würde. Der Tag kam und mit ihm — die dreifache Niete. Benedict runzelte die Stirn und zog die kleinen Augen zusammen. Er schalt das Glück eine falsche Dirne. „Aber ich will dir trotzen!" setzte er hinzu, sich auf die Schuhspitzen stellend, „sechsfach, neunfach will ich auf dich einstürmen, bis du dich ergiebst, so wahr

ich Johann Georg Benedict Rosenhain heiße!" — Er zählte die Summen, welche der wiederholte Sturm kosten würde — fast erschrak er vor ihrer Größe, der Gedanke, daß er für einen reichen Mann gelte, war ihm jetzt, da man schon hier und da an seiner Wohlhabenheit zu zweifeln anfing, zum ersten Male recht angenehm und tröstend. „Der Collecteur wird mit einem Theile der baaren Bezahlung zufrieden sein. Ich werde ihm in einem vornehmen Speculantentone sagen, ich habe Actienscheine gekauft und sei im Augenblicke um klingende Münze verlegen. Er wird mir mit Wollust borgen!" Gesagt, gethan; er nahm die Loose, bezahlte die Hälfte derselben und erhielt die übrigen auf Credit. Die Ziehung der ersten Classe brachte ihm einige kleine Gewinne, der Collecteur gab ihm Nachricht davon und legte zugleich die Rechnung für den Betrag der zweiten Classe bei. An diesem Tage war gerade große Gesellschaft bei Rosenhain eingeladen, die seinen Geldbeutel nicht wenig in Anspruch nahm. Die Rechnung blieb vor der Hand liegen. Das gute alte deutsche Sprüchwort: „Kommt Zeit, kommt Rath!" hob ihn über alle

quälenden Skrupel hinweg, und der Weihrauch, der ihm am Abende von seinen Gästen geopfert wurde, berauschte seine Sinne und ließ ihm das Bedenkliche seiner Lage übersehen. Am folgenden Morgen nahm er sich jedoch vor, seine beträchtlichen Außenstände zusammenzurechnen.

Das Halbjahr ging zu Ende, er hatte an vielen Orten Zahlung zu leisten — es kam diesmal zufällig alles Bedrängende zusammen. Häufige Besuche von Gläubigern verdarben ihm die frohe Laune, und die Folge davon war, daß er nicht mit der gewöhnlichen Unbefangenheit die Termine zur Zahlung bestimmte. Die Gläubiger mit Falkenblicken spürten seine Verlegenheit und zuckten die Achseln, erschienen in kurzer Zeit wieder, zogen stärker an der Klingel, überzählten den Kreis der arbeitenden Gesellen, ob ihre Anzahl noch vollständig sei, sprachen selbständiger — kurz, unser armer Benedict Rosenhain dachte jetzt mehr als je an die unbezahlten Rechnungen für seine prosaischen Schneiderproductionen. Zum Unglück hatte er dieselben nur guten Bekannten, Mitgliedern seiner Salonfreuden, geliefert. Sie an die Abtragung ihrer

Schuld zu erinnern, kam ihm schwer an, und doch mußte es geschehen. „Bin ich nur einmal meiner jetzigen Verlegenheit überhoben," sprach er zu sich selbst, „dann will ich klüger handeln. Mein Geschäft geb' ich dann sogleich auf und widme mich ganz der Poesie, die mich besser nähren soll, als mein erbärmliches Handwerk. O, die Welt soll sehen, was ich zu leisten im Stande bin!"

Seit längerer Zeit arbeitete er fleißig an einem Trauerspiele. Er hatte zu diesem Behufe alle Stücke der Madame Birchpfeifer durchgelesen und sich Excerpte aus ihnen gemacht. Sobald er seine Vorstudien beendigt, schritt er rasch zur Ausführung. Das Manuscript wurde immer beleibter — sieben Acte und ein Vor- und Nachspiel enthielt das Stück. Im siebenten Aufzuge ließ er alle Personen sterben, und im Nachspiele: „Der Todtentanz", führte er sie wieder als Geister auf die Scene. Von dieser neuen Idee versprach er sich die glänzendste Wirkung. Er hoffte bescheiden, der Shakspear der Deutschen zu werden. Schon hatte er mehrere Briefe an Directionen vorräthig in seinem Pulte, damit er sie, sobald

das Manuscript vollständig, ohne Aufenthalt mit demselben absenden könne.

Tiefe Nacht umgab ihn, als er die letzten Verse niederschrieb, jene Nacht, in welcher er sich ermüdet in den Lehnstuhl warf und ausrief: „Das Werk ist fertig!"

Die Gestalten des Nachspiels in seiner Tragödie traten ihm so lebhaft vor seine aufgeregte Seele, daß er sie mit ihrer Grabesstimme zu hören vermeinte. Der Ofen schien sich zu bewegen, schien Arme zu bekommen, die sich nach ihm ausbreiteten. „Schon schwoll er, wie ein Elephant!" Ein kalter Schauer lief durch Benedicts Glieder; mühsam sich ermannend, stand er auf und trat dem steinernen Ungethüm entgegen. „Was willst du von mir, böser Geist?" perorirte er mit lauter Stimme. „Wer blies dir eine Seele ein, daß du mir den Schein des Lebens vorlügst, todtes Werkzeug? Kehre zurück zu deiner Bestimmung, werde, was du warst, sei, was du sein sollst! — Weh, mich feiert; willst du mich verhöhnen?"

Ein Luftzug wimmerte im Ofenrohr; Benedict

wendete sich furchtsam ab — er glaubte sich auf allen Seiten von Gespenstern umringt. Draußen auf dem Gange hörte er leise Schritte; sie kamen immer näher — jetzt knarrte die Thür, jetzt trat Jemand herein. Benedict wagte nicht, sich umzuschauen, er griff mit krampfhafter Hand nach seinem Manuscripte und schlug es auf, als sei es ein Beschwörungsbuch. Abgekehrt, mit zitterndem Tone, rief er die letzten Worte des Stücks: „Alle verschwinden! — Der Vorhang fällt!"

„Vater! Vater!" flüsterte es ängstlich hinter ihm in seiner Nähe. Gewaltsam drehte sich der Erschrockene um. Im weißen Nachtkleide mit halbaufgelösten Haaren stand seine Tochter vor ihm und sah ihm bebend in's kreidebleiche Angesicht.

„Du, Aurora?" fragte der Schneider verwundert. „Wie kommst Du in dieser Stunde hierher? — Oder bist Du auch blos ein Phantom, das mich erschrecken will? Laß Dich anfühlen! — Nein, Gott sei's gedankt, Du bist warm und Dein Odem ist Leben!"

Er drückte ihr Haupt gegen seine Brust, die sich von erleichternden Seufzern hob, er küßte ihre Stirn, er streichelte ihre Wange mit seinen dürren, reichberingten Händen und sah ihr halb lachend, halb weinend in die Augen. Ihm war so wohl, daß er ein lebendes Geschöpf bei sich hatte. „Du hast gewiß Licht in meinem Zimmer gesehen, mein besorgtes Töchterchen," fuhr er zärtlich fort, „und bist aufgestanden, um mich zu Bett zu treiben. Nicht? Gut, gut, ich folge Deinem Rathe, ich will schlafen, mein Kind. Mir ist so hohl und leer und öde im Kopfe, das Dichten hat mich angegriffen; aber das thut nichts. Auch Schiller hat den Schlaf mit aller Gewalt von sich abgewehrt, hat des Nachts Wein und schwarzen Kaffee getrunken und dazu die Füße in kaltes Wasser gestellt. So werd' ich es auch machen. Meine Mühe wird reichlich belohnt werden."

Aurora war ängstlich bemüht, einen Augenblick wahrzunehmen, wo sie dem Vater in die Rede fallen könne. Dieser aber sprach immer lebhafter weiter: „Durch dieses Werk," — er faßte das Manuscript und ließ die einzelnen Blätter unter den Fingern hin-

weggleiten — „schau, meine Tochter, fünf und vierzig enggeschriebene Bogen! — Durch dieses Werk werd' ich mir einen Namen gründen, daß Du Dich künftighin nicht mehr unseres Standes wirst zu schämen brauchen!"

„O, das hab' ich nie gethan, guter Vater!" fiel Aurora schmerzlich ein. Im Gegentheil —"

„Im Gegentheil," unterbrach sie der Vater, „ist es eine desto größere Ehre für mich, willst Du sagen, daß ich neben meiner Handthierung zugleich ein Poet bin? Freilich, freilich! Hans Sachs war sogar ein Schuster und ist doch berühmt geworden!"

„Ach, Vater!" erwiederte das verständige Mädchen kleinlaut; „ich fürchte nur, daß bei diesen Beschäftigungen Deine Gesundheit leide. Laß doch in Zukunft den Umgang mit den Musen —"

Benedict sprang zurück und stemmte die Arme in die Hüften.

„Wer weiß, Väterchen," sprach Aurora weiter und ging bittend auf ihn zu, „wer weiß, ob es die richtigen Musen sind, die Dich begeistern! Die göttlichen Frauen," setzte sie lächelnd hinzu und schüttelte

zweifelnd die braunen Locken, „würden ja gar nicht fertig, wenn sie Allen zu Dienst sein sollten, die sie anrufen; und seit so vielen Jahrhunderten, seit Jahrtausenden mögen sie auch ein wenig schläfrig geworden sein. Mir ist's wenigstens oft so vorgekommen, wenn ich die Bücher las, die Du mir anempfohlen!"

Benedict war während dieser Worte mit zappelnder Bewegung im Zimmer auf- und abgegangen. „Schweig, schweig!" brach er endlich los, denn Aurora hatte seine verwundbare Stelle berührt, „Dein Rath ist thörigt! Aber auch Dir werden die Augen aufgehen. — Ich soll zu dichten aufhören? Nimm dem Fische das Wasser und sprich, er soll leben! Die Poesie ist mein Wasser —"

„Ganz recht!" hub die Tochter von neuem begütigend an, aber der erzürnte Vater gebot ihr wieder Stillschweigen und dabei flogen seine Hände in der Luft herum, wie ein Paar Handschuhe, die man im Sturme zum Trocknen aufgehängt.

„O, ich weiß," rief er, „woher dieser Wind bläst, und mich kränkt es tief, daß Du nach jener Gegend so eifrig hinhörst! — Und wähnst Du Dich

denn wirklich schon über alle Berge? Noch habt Ihr nicht meine Einwilligung zu Eurer Verschwörung gegen mich, die Ihr Liebe zu nennen für gut haltet —"

„Bernhard!" schrie Aurora auf und sah sich furchtsam um, „Vater, seid gut, ich fürchte —"

„Was fürchtest Du?" setzte Benedict seine leidenschaftliche Rede fort, „Bernhard, dieser Bernhard ist ohnehin ein sehr mittelmäßiges Mitglied meines ästhetischen Salons. Selten hat er etwas von sich hören lassen. Ein Paar satyrische Gedichte thun's nicht. Mehrere Male schon hat er sich von unsern freien Vorträgen ausgeschlossen —"

„Er wird nächstens etwas vortragen — er hat mir's versprochen, und der Inhalt soll Dich betreffen, Väterchen!"

„Mich?"

Rosenhain war plötzlich ruhiger geworden. Die Ahnung eines neuen Lobgesanges durchfuhr ihn wie ein heilsamer, elektrischer Schlag. „Mich?" wiederholte er, und seine Augen schlossen sich. „Hm! mir wär's lieb, gerade von ihm etwas über mich zu hören. Das kannst Du ihm sagen." — Er wendete

sich zu Auroren, welche starr nach der Thür sah. „Was hast Du denn?" fuhr Benedict auf, nachdem er sie geraume Zeit beobachtet hatte. „Um Gotteswillen, Du siehst ja aus, wie ein Gespenst?" — Aurora schmiegte sich an den Vater und weinte still. Dieser, völlig besänftigt, schloß sie in seine Arme. Beide zitterten vor Frost. „Es war wohl nur ein Traum," flüsterte die Tochter nach einer langen Pause. „Ich träumte ja oft so lebhaft, daß ich die Bilder meiner Phantasie für Wahrheit und Wirklichkeit halte — Und doch — ich wachte ja, ich war noch nicht im Bette — ach, guter Vater, mir ist etwas recht Sonderbares begegnet!"

„Was?" ächzte der erschrockene Schneider. „Erzähle!" Ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht! Was ist dir begegnet?"

„Ich saß an meinem Bette und las in einem Erbauungsbuche," berichtete Aurora, „da plötzlich dünkt mir, die Thür werde geräuschlos geöffnet. Anfangs glaube ich, es geschehe durch einen Luftzug, aber als ich eben aufstehen will, um abzuschließen —"

„Nun? Halte nicht inne—als Du aufstandest?" —

„Seh' ich — weh' mir!" —

„Was?"

„Bernharden hereintreten —"

„Bernharden? Ihn selbst? rief Rosenhain. Seine Gespensterfurcht war plötzlich in eine ganz andere Besorgniß übergeschlagen. „Er wagt es, bei Nacht in Dein Schlafgemach einzudringen? Der Bube! Vielleicht ist er noch dort! Ich will ihn —"

„Nein, Vater!" unterbrach Aurora den Ergrimmten, ihn zurückhaltend. „Er war es nicht selbst! Sein Antlitz war ohne Leben. Auch trug er einen großen Schnurrbart und schien mir jünger. Er war es und war es nicht!"

„Und was that er? Sprach er?" fragte Benedict und rückte näher an seine Tochter.

„Er kam auf mich zu," fuhr diese fort, „verbeugte sich tief, zog den Hut und richtete die Frage an mich. Mein Gott mir ist's, als hörte ich ihn noch!"

„Die Frage, die Frage?"

„Sie entschuldigen, mein Fräulein," sagte er, „habe ich nicht die Ehre, mit der Tochter des Herrn

Benedict Rosenhain zu sprechen?" — Ich konnte nicht antworten. Eine Bewegung des Schreckens mochte er für Bejahung nehmen, denn nach einer kleinen Pause sprach er weiter: „Können Sie mir wohl gütige Auskunft geben, mein Fräulein, wo der Herr Doctor Bernhard logirt?" — Bei diesen Worten zieht er ein Blatt Papier aus der Tasche und ich schreie laut auf. Dann muß ich in Ohnmacht gefallen sein, denn ich fand mich beim Erwachen an der Erde. Alles war still und stumm um mich her, die Erscheinung verschwunden. Ich raffte mich auf — die Thür stand weit offen — ich sah Licht durch das kleine Fensterchen in Deinem Zimmer, Vater, und eilte zu Dir — in Deiner Gegenwart wurde mir wieder leicht —"

„Das fehlte noch, daß dieser Mensch einen Doppelgänger hat!" brummte Rosenhain mit innerem Schauder vor sich hin. Seine Kniee wankten; von Auroren geführt, setzte er sich in seinen Lehnstuhl. Die Tochter ließ sich vor ihm nieder und legte ihr Haupt schweigend auf des Vaters Schooß. Plötzlich fühlte Benedict ein Papier zwischen seinen Händen,

welches aus Aurorens Busen herausgefallen zu sein schien. Hastig griff er danach. „Was ist das? Was ist das?“ rief er und zog den Tisch an sich heran, um sich dem Lichte zu nähern. —

„Ach, lieber Vater!“ bat Aurora und streckte die Hand nach dem Billet aus, es dem Vater zu entreißen, denn sie glaubte, es sei ein Liebesbriefchen von Bernhard. „Das ist nichts, nur ein Wäschzettel von mir!“

„Ein Wäschzettel? So?“ erwiederte Benedict. „Mit der Aufschrift: An Herrn Bernhard? Laß doch sehen. Das ist nicht Deine Hand.“

Aurora athmete erleichtert auf. Der Vater hatte das Billet entfaltet, setzte die Brille auf die Nase und fing an zu lesen. Höchstes Erstaunen malte sich in seinen Zügen, in welches sich ein umheimliches Lächeln mischte. Bei jeder neuen Zeile schüttelte er das Haupt heftiger, indem er die Schrift immer näher vor die Augen hielt, und noch nicht hatte er zu Ende gelesen, so packte er etwas unsanft Aurorens weißen, nackten Arm, daß sie stöhnte, und sprach tonlos und abgebrochen: „Hör', Aurorchen, hör' — hier ist der

Brief Deiner Erscheinung — hahaha! Lächerlich — seltsam! Man weiß nicht, ob man lachen oder sich fürchten soll!"

Nun las Benedict mit lauter Stimme Folgendes:

„Mein Herr Original! Es wird Sie nicht befremden, wenn ich mich an Sie mit der unterthänigen Bitte wende, Ihrer ergebenen Copie endlich zum Genusse der Ruhe zu verhelfen, nach welcher sie sich unaussprechlich sehnt. Leider verbietet mir ein strenges Gesetz, Sie mit den diesfallsigen Mitteln bekannt zu machen; ich vertraue indessen Ihrem eigenen Scharfsinne und hoffe, daß Sie nicht anstehen werden. mir meine ganz ergebene Bitte zu erfüllen. Sie glauben gar nicht, welche Qual mit meiner rastlosen Wanderung verbunden ist. Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, bei Nacht herumzulaufen und in allen Winkeln sein Original suchen zu müssen. Da ich von meinem Meister sehr flüchtig geschaffen worden bin — Sie erinnern sich, es war schon längst Mitternacht vorüber und wir hatten daher nicht viel Zeit übrig — so ist die Fähigkeit in mir nicht recht ausgebildet, Ihren Wohnort ausfindig zu machen. Nach

vielen vergeblichen Bitten nannte mir endlich der Meister eine Dame mit Namen Aurora, die Tochter des Herrn Schneidermeisters und Dichters Johann Georg Benedict Rosenhain, gab mir Ihre Adresse und sagte, von ihr könnte ich leicht erfahren, wo Sie wohnen, verehrtester Herr und Gebieter. Auf alle Fälle schrieb ich diesen Brief und richte durch ihn das unterthänige Gesuch an Sie:

„Ew. Wohlgeboren wolle sich geneigtest meiner Unwohlgeborenheit erinnern und in der Nacht nach Walpurgis — in der Walpurgisnacht selbst möchten Sie mich schwerlich zu Hause treffen, da ich bereits eine vorläufige Einladung zu Thee und Butterbrot nach dem Blocksberge erhalten habe — gütigst in dem wohlbekannten alten Schlosse, im linken Seitengebäude No. 17. erscheinen, wo ich die Ehre haben werde, Ihr Erscheinen zu erwiedern, um das Nähere mit Ihnen mündlich zu besprechen. Hoffentlich wird es Ihnen gelingen, mich aus dem Wege zu räumen, wodurch Sie zugleich für immer meines lästigen Besuches überhoben sein würden. Mein Meister läßt Sie grüßen; er ist jetzt sehr wenig beschäftigt. Sie

würden ihm daher einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie einen guten Freund mitbrächten, der vielleicht Lust hätte, den verborgenen Schatz zu heben. Leben Sie indessen wohl bis auf Wiedersehen, verehrtester Herr, und nehmen Sie die Versicherung meiner hochachtungsvollen Ergebenheit, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen als

Ew. Wohlgeboren

unterthänige und unglückliche

Copie.

(Ganze Figur, Lebensgröße.)"

Benedict ließ die Hand sinken und saß da, wie eine Bildsäule; Aurora wußte nicht, wie ihr geschah. Ein Schreiben dieser Art an ihren Geliebten hätte sie sich nimmer träumen lassen. Bernhard kam ihr in diesem Augenblicke wie ein Gespenst vor, und wäre er jetzt mit Fleisch und Blut hereingetreten, sie hätte ein Kreuz vor ihm geschlagen und ausgerufen: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn!" — Einigermaßen zu sich gekommen, stieß Benedict die Worte hervor: „Nun, das ist doch der verrückteste Brief, der mir in meinem Leben vorgekommen!"

„Ach, Vater," sprach jetzt die schüchterne Tochter „was mag denn hinter diesem fürchterlichen Unsinne stecken?"

„Zauberei! Schwarzkünstelei," schrie Rosenhain. „Dein Liebenswürdiger geht mit Geistern um! Da hast Du's. Und mich bringt er auch mit hinein. Hier steht's: „die Tochter des Herrn Schneidermeisters und — Dichters!" setzte er verklärt hinzu. — „Er hat doch wenigstens den Geistern die Wahrheit erzählt!"

„Laß das jetzt, lieber Vater," entgegnete Aurora. „Vielleicht ist es doch nur ein Scherz und die ganze Erscheinung war —"

„Ein schlechter Witz?" ergänzte Benedict. Dergleichen Abgeschmacktheiten wollt' ich mir verbitten! Die Schlafgemächer junger Mädchen sind nicht der geeignete Schauplatz für solche Scenen!"

Die Hände auf den Rücken gelegt, ging er kopfschüttelnd im Zimmer auf und nieder. Das Töchterchen folgte ihm mit ängstlichen Geberden.

„Und der Schatz? der verborgene Schatz? Was mag das bedeuten?" begann Benedict aufs neue und

versank in tiefes Grübeln. „Der Bernhard ist so arm wie eine Kirchenmaus!“ fuhr er endlich fort. „Sonst macht der Umgang mit Geistern gewöhnlich reich? — Wenn er mir sagen könnte — — Benedict, das wäre Wasser auf Deine Mühle!“

Mit gekreuzten Armen, die Lippen auf einander gepreßt, blieb er vor seinem Schreibtische stehen. Erst leise, dann lauter und lauter recitirte er die Worte Faust's.

Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
Es möchte kein Hund so länger leben —
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimniß würde kund!“

Vom Thurm schlug es drei Uhr. Ein schwacher Dämmerschein des nahen Morgens drang schon durch die niedergelassenen Fenstergardinen. Benedict hüllte sich frostig in seinen bunten Schlafrock; seine Glieder zitterten von der durchwachten Nacht. „Laß uns zu Bett gehen, Vater!“ bat Aurora, gleichfalls mit den Zähnen klappernd,“ der neue Morgen wird Alles aufklären.“

„Ja, komm meine Tochter! Wir wollen noch ein paar Stunden schlummern!“ erwiederte Benedict. „Nimm das Licht und begleite mich in mein Schlafzimmer.“

Langsam schritt er Auroren voran nach dem Nebengemach und wiederholte durch die Zähne summend:

„Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimniß würde kund!“

Vor dem Bette blieb er stehen und legte den Finger bedächtig an die spitze Nase.

„Höre, Aurorchen!“ sprach er dann und eine hoffnungsvolle Heiterkeit zog über sein Gesicht. „Wenn man wirklich verborgene Schätze zu heben im Stande wäre, das wäre doch herrlich! Glaubst Du daran?“

„Man hat Beispiele!“ antwortete die Tochter, um nur etwas zu antworten. „Aber ruhe nur, mein guter Vater, entschlage Dich aller dieser Gedanken!“

„Ich will mich legen!“ versetzte Benedict. — „Geh, liebe Tochter, hol' mir noch mein Manuscript. — So! — Leg' mir's unter das Kopfkissen, ich werde dann besser einschlafen.“

„Gute Nacht, Väterchen!“ sprach Aurora leise und küßte ihm die bebenden Lippen.

„Oder besser guten Morgen!“ entgegnete Benedict lachend. „Schlaf wohl! Und wenn Dich morgen Bernhard besucht, so frag' ihn auf's Gewissen — —“

„Ach ja!“ flüsterte Aurora und trocknete sich eine Thräne ab. Darauf reichte sie dem Vater die Hand und schlich mit gesenktem Haupte davon. Benedict klapperte laut mit den Zähnen und warf sich halb angekleidet in's Bett.

„Das ist heute nicht auszuhalten!“ schalt am Morgen darauf Benedict's Stubenmädchen und sprang, einen Staubwedel in der Hand, mit welchem sie so eben Tische und Stühle zu säubern in Begriff war, nach der äußern Thür. „Das Laufen nimmt kein Ende; jede Minute klingelt Einer, und dabei soll man seine Arbeit verrichten! Wenn's nur was Hübsches wär', aber so — nun, wer ist denn wieder da?“

„Ist Herr Rosenhain zu Hause?" war die geschmeidige Erwiederung.

„Zeitig ausgegangen," antwortete das Mädchen schnippisch, „und wird wahrscheinlich vor Tische nicht wieder kommen!"

„Bitte, meine Liebe, geben Sie doch, bitte, dieses Briefchen an ihn ab. Aber vergessen Sie's nicht, bitte, hören Sie?"

„Ja doch!"

Kaum war die Thür wieder, unsanft genug, in's Schloß gefallen, als sie Lisette von neuem öffnen mußte. Diesmal rief eine bekannte Stimme: „Mach' auf, Lisettchen! Ich bin's. — Hurtig ließ sie den neuen Besuch ein, aus dessen Hand schon manches gute Trinkgeld in ihre Tasche geflossen.

„Ergebene Dienerin, Herr Doctor!"

„Ist Aurora da?"

„Freilich, freilich, und allein. Herr Rosenhain sitzt schon anderthalb Stunden am Schreibtische und ist mit Briefen vollauf beschäftigt. Ich muß ihn diesen Morgen vor Jedermann verleugnen, außer vor Ihnen, hat er mir ausdrücklich aufgetragen!"

„Nun, so verleugne mich dafür vor ihm. Ich habe nicht Lust zu seiner Unterhaltung. Uebermorgen ist ja ohnedies große Gesellschaft hier —"

„Die mir," seufzte die Zofe, „in der Regel blutwenig einträgt. Man sollt' es nicht glauben, daß die vielen schönen, jungen, geputzten Herren so geizig wären. Selten bekomm' ich mehr, als eine „gute Nacht!" von Einem, und wie oft hab' ich ihnen schon das Licht vorgetragen. Ich bin doch einmal auf die Trinkgelder angewiesen und wenn man seine Rechnung darnach einrichtet, so —"

— „So ist das sehr traurig!" setzte Bernhard fort. „Mich rechnest Du doch zu den Ausnahmen, Lisette?"

„Ei, das versteht sich!" entgegnete sie mit einem tiefen Knix, als Bernhard seinen Beutel zog.

„Sag' nur Niemandem davon!" bedeutete sie der Freigebige, „ich habe meine Ursachen. Hier nimm und schweig! und laß mich jetzt zu Auroren!"

„In der grünen Stube!" rief ihm Lisette nach und wollte an ihre Arbeit zurückkehren. Da klingelte es wieder. „Ja wenn lauter solche Herrn kämen,

wie der Herr Doctor!" sprach sie, die Nase rümpfend. „Wird wohl wieder nichts sein!" Zögernd ging sie nach der Thür. „Ist Herr Rosenhain zu Hause?" ertönte es abermals. „Zeitig ausgegangen!" antwortete Lisette mit lachendem Munde, da dieselbe oft gehörte Frage an sie gerichtet wurde und setzte, ohne eine neue abzuwarten, sogleich hinzu: „Haben Sie vielleicht einen Brief abzugeben?"

„Ja, mein liebes Kind, aber vergiß nicht, ihn bald zu bestellen!"

„Nein doch!" erwiederte sie kurz und warf die Thür hinter sich zu. Sie sah ihre Leute an. Die grämlichen Philistergesichter behandelte sie mit kammerjungfräulicher Impertinenz, die meisten Salonherren kalt, und für wenige Bevorzugte nur, die ihr beim Hinunterleuchten eine doppeltklingende gute Nacht boten, war sie die Höflichkeit und Freundlichkeit selbst. Von diesen ließ sie sich auch die Wangen streicheln, ohne ein Zeichen der Mißbilligung, wie leicht sie auch sonst jede männliche Annäherung für ein Attentat auf ihre Tugend hielt. Mit zwei Briefen — sie hatte diesen Morgen schon wenigstens vier

Mal so viel besorgt — eilte sie in das Zimmer des Herrn, der ihr mit einem Seufzer entgegenkam und wehmüthig fragte: „Wieder Briefe?" Lisette parodirte seinen Seufzer und antwortete: „Ja!" — „Ist Herr Bernhard nicht dagewesen?" rief er ihr nach, als sie sich entfernen wollte. „Bis jetzt noch nicht!" entgegnete sie keck und schlüpfte, um einer Verlegenheit zu entgehen, schnell hinweg.

Benedict legte das Empfangene bei Seite und setzte sich wieder. Vor ihm lagen wenigstens zwanzig frischgeschriebene offene Briefe, die er abgefaßt hatte, und die sämmtlich ein und dasselbe Thema enthielten: „Ich bin so frei, verehrtester Herr und Freund, Ihnen Ihre kleine Rechnung zu übersenden, um deren möglichst baldige Berichtigung ich Sie ergebenst ersuche. Ich hoffe, daß Sie meine freundliche Bitte nicht übel deuten werden, da u. s. w." — Nach der kleinen Unterbrechung durch Lisetten nahm er auf's neue die Feder zur Hand, um die letzte angefangene Rechnung zu beendigen.

— „Ein brauner Tuchrock nebst aller Zuthat . . . . . 20 Thlr.

Ein Paar schwarze Beinkleider nebst
Zuthat . . . . . 8 —
Laut alter Rechnung . . . . . 40 —

Summa u. s. w."

„So!" rief Rosenhain, warf die Feder hinweg, als ob er ein Todesurtheil unterschrieben hätte, und schnellte nach alter Gewohnheit die Beine kreuzweis auf. „Nun denn, Verderben, habe deinen Gang!" — Nachdem er einige Male in der Stube auf und nieder gegangen, zündete er an seiner höchst eleganten Feuermaschine ein Wachslicht an, siegelte die Briefe mit einem Petschaft, in das eine Lyra eingegraben war, versah sie dann mit Adressen, schüttete Goldsand darüber, schob das Ganze in ein Packetchen zusammen und schellte. Das Nebengemach spie den Lehrjungen aus. „Was befehlen der Meister?" fragte der ungefähr neunzehnjährige winddürre Knabe mit einer näselnden Stimme, indem er eine Stellung annahm, als wolle er sich Jemanden aufhocken lassen. „Zieh Deinen Sonntagsrock an, binde Deine Cravatte um, aber schnell, und trage mir diese Briefe fort!" commandirte Rosenhain.

„Schön, Meister!"

„Lies genau die Adressen, daß Du sie nicht verwechselst!"

„Schön, Meister!"

„Sei höflich beim Uebergeben!"

„Schön, Meister!"

„Und gewöhne Dir mannigfaltigere Redensarten an. Wenn Du drei Mal hinter einander: „Schön, Meister!" sagst, so ist das recht schön, aber ermüdend — ermüdend, sag' ich!"

„Ermüdend, Meister, schön!"

Während der große Junge wieder fortsprang, rief ihm Benedict pathetisch nach: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" — Darauf erbrach er einige der empfangenen Briefe, fand in jedem eine Schuldmahnung und legte sie unbefriedigt bei Seite. „O, Gemeinheit der Welt!" Diese Worte schwebten ihm schon auf der Lippe, doch er sprach sie nicht aus, weil er so eben auch eine ähnliche Weltgemeinheit sich hatte zu Schulden kommen lassen. Und noch dazu waren es seine Freunde, bei denen er seine Forderungen geltend machte! Das fiel ihm wieder ein und

quälte ihn nicht wenig, es fehlte nicht viel, so hätte er den beauftragten Lehrjungen zurückgerufen; aber der Schicksalsruf der eisernen Nothwendigkeit: „Ich brauche Geld!“ sprach stärker und gebieterischer, als seine zartgefühlte Bedenklichkeit. Als er an das Fenster trat, eilte der dienende Geist die Straße hinunter, ein Liedchen pfeifend. „Er pfeift, wie die Vöglein in den Zweigen, frei und sorglos!“ seufzte Rosenhain vor sich hin. „Er kennt noch nicht die Bekümmernisse des Lebens. „O, daß das abscheuliche Geld doch die Welt regiert!“

Lange blieb er, ein grübelnder Hamlet, in tiefen Gedanken stehen und suchte nach einer That, durch welche er sich wieder emporhelfen könne.

„Der Schatz! der Schatz!“ begann er endlich leise. „Wenn ich den Schatz heben könnte — das ist eine große Idee! Wenn ich die Geister selbst mir unterthänig machen könnte, das sie mir den Ort zeigten, wo das Gold aufgehäuft liegt, eitel und unbenutzt! — Wüßte ich nur, welche Bedingungen dabei zu erfüllen sind? Ich habe Muth, ich werde mich doch wohl nicht mehr fürchten, als ein Anderer. Ich

habe Geister gedichtet, so will ich auch den Anblick der wirklichen ertragen!"

Nach diesen Worten nahm er den geheimnißvollen Brief an Bernhard aus der Brusttasche und las ihn, obwohl er ihn bald auswendig konnte, nochmals durch. Lisette kam und brachte ihm das Frühstück.

„Lisette!" sprach er, indem er die Tasse mit Fleischbrühe an den Mund setzte, „Lisette, verflucht, die Bouillon ist teufelsmäßig heiß, ich habe mir die Lippen verbrannt!" setzte er zurückfahrend hinzu.

Das Mädchen verbiß mit Mühe das Lachen. „Geh nur!" befahl Benedict ärgerlich, „ich brauche Dich nicht länger." Der Trank hatte ihm die Frage von den Lippen gebrannt: „Ob sie eine nähere Kenntniß von Wünschelruthen und deren Erlangung habe?" Denn er wußte, daß Lisettens Vater ein armer Bergmann, und daß Leuten dieser Art dergleichen geheimes Wunderwesen nicht fremd sei. „Nein, es ist gut, daß ich mich nicht entdeckt habe. Man muß das dienende Personal nicht die Karten ahnen lassen!" fuhr er fort, nachdem sich das Stubenmädchen kichernd hinwegbegeben hatte. „Aber Bernhard, wenn er

wollte, könnte mir auf alle Fälle helfen, und da er meiner Einwilligung in eine Verbindung mit Auroren bedarf, so wird er klug genug sein, den künftigen Schwiegervater nicht im Stiche zu lassen!"

Wie gerufen trat jetzt Bernhard selbst in das Zimmer.

„Ach, welch' ein glückliches Zeichen!" rief Benedict mit frohem und zugleich prüfendem Gesicht. „Eben dacht' ich an Sie!"

„Ich fühle mich sehr geschmeichelt!" Wie befinden Sie sich?"

„So so! Ich habe in den letzten Nächten nicht viel geschlafen und bin ein wenig angegriffen!"

„Sie haben wahrscheinlich an einem bedeutenden Werke gearbeitet?"

„Beendigt. Ein Trauerspiel, welches ich nächstens unsern literarischen Freunden mittheilen werde. Sieben Aufzüge, außer dem Vor- und Nachspiele!"

„Dann werden Sie einen langen Athem nöthig haben."

„Das Vorlesen strengt mich nicht an, sobald ich begeistert bin!"

„Recht. Die Begeisterung gleicht Alles aus. Nur die Prosa des Lebens drückt!“

„Ja wohl, die Prosa drückt!“

„Aber Männer, wie Sie, werfen die Last ab — das Irdische hat keine Gewalt über Sie!“ —

„Ja, aber —“

„A propos, bester Herr Rosenhain! Ich höre eben, daß — Sie erinnern mich daran, da ich diese Briefe auf Ihrem Tische sehe —“

„Kleinigkeiten — Geschäftssachen —“

„Daß Sie auch an mich einen Brief —“

Ein großer, lauter Seufzer Rosenhain's unterbrach den Sprechenden. Benedict trat einige Schritte rückwärts und schien erst in diesem Augenblicke daran zu denken, welche mystische Person er vor sich habe. Erbleichend maß er ihn vom Kopf zum Fuß — das Gefühl der vergangenen Nacht, das dem Morgen gewichen war, wurde wieder lebendig in seiner Seele, und scheu und langsam in die Tasche greifend, zog er das verhängnißvolle Papier hervor, das er dem vor ihm Stehenden bebend entgegenhielt. Das unbefangene Lächeln Bernhard's gab ihm indessen seinen

Muth wieder, so daß er gefaßt sprach: „Sie werden im Stande sein, diese Räthsel aufzuklären!“

Bernhard griff hastig nach dem Briefe und las begierig. Als er zu Ende war, steckte er ihn zu sich, schnippte ein Dutzend Mal mit den Fingern, wie Einer, der irgend etwas sonderbar findet und noch nicht recht weiß, woran er eigentlich ist, ging unruhig hin und her, fuhr sich in die Haare, nagte an den Nägeln und brach zuletzt in ein lautes Gelächter aus.

„Sie können lachen?“ fragte verwundert der erwartungsvolle Schneider.

„Ist das etwa nicht lächerlich,“ erwiederte Bernhard, „daß Copien von wirklichen Original-Menschen sich während der tiefen Nacht in die Schlafzimmer junger Damen begeben und sie Briefe zu bestellen bitten?“

„Höchst lächerlich!“ versetzte Rosenhain mit einer Grimasse, die seine Worte Lügen strafte.

„Und ist es nicht lächerlich,“ sprach Jener weiter, „daß Wesen solcher Art, ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll, Briefe in diesem Style schreiben? Sollte man nicht meinen, daß irgend ein Herausgeber eines

schlechten Briefstellers von bösen Mächten verdammt worden sei, nach seinem Tode in der Nacht umzugehen und Musterbriefe der Verrücktheit unter die Leute zu vertheilen?"

„Wohl, wohl! Aber wie kommt der Schreiber dazu, Ihre Gestalt anzunehmen?"

Bernhard schwieg einige Augenblicke, darauf, seinen Schwiegervater in spe scharf betrachtend, sprach er gedehnt: „Das könnt' ich Ihnen sagen, wenn —"

„Wenn ich schweigen will?" erwiederte Benedict schnell. „Wie das Grab, auf mein Ehrenwort!"

„Nein, wenn — — schon Zeit dazu wäre! Sie müßten sich denn entschließen können, in der Nacht nach Walpurgis mit mir zu gehen und —"

„Und den Schatz —"

„Das ist ja Nebensache! Aber vielleicht wären Sie im Stande, sowohl meinen Doppelgänger, als auch den sogenannten Meister, von dem in diesem Briefe die Rede ist, und der Sie, ich weiß nicht, woher? schon kennt, auf ewig zu bannen und aus dem Wege zu räumen!"

„Mord?!"

„Es ist ja von Geistern die Rede."

„Ja so. Aber der Schatz! Wie viel mag er betragen? Und wo? wie?"

„Dringen sie jetzt nicht mit Fragen in mich. Noch muß ich Ihnen meine nähern Erklärungen zurückhalten. Das will Ueberlegung und ich möchte mich nicht gern übereilen. — Haben Sie einmal von dem Rothmantel gehört?"

„Der die Armen, die in sein Bereich geriethen, kahl schor?"

„Ganz recht! Nun, morgen oder bald ein Mehreres!"

Bernhard brach ab und der Schneider kam wieder auf den Schatz zurück.

„Thun Sie doch," rief Bernhard etwas ungeduldig, als ob sie nicht ferner leben könnten ohne den Schatz! Sie, ein Mann von Vermögen, von Geist —"

„Von Geist, zugegeben! Aber was das Vermögen betrifft, so —"

„So verhehlen dieses gewöhnlich alle bemittelte Leute! Und Sie vollends sprechen höchst ungern von so gemeinen, materiellen Gegenständen! Nicht?"

Benedict kratzte sich verlegen und mißmuthig in den Haaren. Mehrere Male setzte er zum Sprechen an und konnte nicht den rechten Anfang finden. Wie spielend ließ er die Legion von Mahnbriefen durch die abgemagerten Finger laufen, nahm dann einen davon aus der Masse, entfaltete ihn, zog die Augenbrauen unter schwerem Athemschöpfen nieder und reichte denselben mit einer entschiedenen Armbewegung seinem Besucher. Dieser las, lächelte, warf das Blatt verächtlich wieder auf den Tisch und sprach: „Ja, bester Herr Benedict, das muß Männer Ihres Werthes freilich verstimmen!"

„Und hier, und hier und da!" brach Rosenhain los und fiel über die Briefe her, als wollte er sie verschlingen. „Lauter Inconvenienzen derselben Art! So geht's jetzt täglich, ich möchte an den Wänden hinanlaufen!"

„Ordinair!" versetzte Bernhard ruhig. „Aber Sie werden sich rächen."

„Wie mir, so Dir! Meine Geduld ist zu Ende. Ich habe heute Erinnerungen an alle meine Schuldner ergehen lassen und ihnen die Rechnungen zugesendet!"

„Ei, das hätten Sie unterlassen sollen! Sie werden unsere besten Köpfe vor den Kopf stoßen? Ich sehe hierbei keinen Zweck!"

„Keinen Zweck? Brauch' ich nicht mein Geld? Oder wollen Sie mir vorschießen?"

„Ich? Omnia mea mecum porto!" Lachend griff er in die Tasche und wiegte ein paar Kupfermünzen in der Hand. „Hier sind meine Schätze!"

„Schätze! — O, bester Freund, es wäre doch schön, wenn jener Schatz," hub Benedict von neuem vertraulich an, aber mit lautem Gelächter unterbrach ihn Bernhard. „Guter Herr Rosenhain, Sie sind heute in ganz vortrefflicher Laune!" sagte er. „Aber Sie machen mir nicht bange. Wär' es nicht wegen einer theuern Person, so würde ich die Lehrerstelle gar nicht annehmen, die ich nächstens zu erhalten hoffe, und in meiner glücklichen Armuth bleiben mein Lebelang. Sie dagegen können den Reichthum gebrauchen, denn Sie sind dazu geschaffen, Planeten um die Sonne Ihres Geistes zu versammeln! Ich nehme mit einer untergeordneten Rolle verliebt."

Bernhard nahm den Hut, um sich zu empfehlen.

„Noch ein Wort!“ rief Rosenhain halb unwillig, halb bittend. Lachend klinkte jener die Thür auf: „Nein, nein, ich ergebe mich heute nicht. Habe die Ehre, mich zu empfehlen! Ueber die Briefangelegenheit spreche ich noch mit Ihnen. Und übermorgen ist Salontag, nicht? So seh' ich Sie wenigstens übermorgen wieder. Très humble serviteur!“

Mit einer tiefen Verbeugung entfernte er sich. Als ob er Bauchgrimmen hätte, stürzte Rosenhain in einen Stuhl und warf sich her und hin vor unaussprechlichem Aerger. Es dauerte lange, ehe er sich in Worten Luft machen konnte. „Dieser Mensch,“ rief er endlich und große Thränentropfen hingen an seinen weißblonden Wimpern, „dieser Mensch ist der einzige, dem ich mich füglich entdecken kann und gerade dieser Einzige gleitet mir wie ein Aal unter den Fingern hinweg und will mich nicht verstehen. Ja, da ich in Noth gerathe, wird mich Alles verlassen. Wie schlechtes Tuch, wird Keiner von denen, die sich meine Freunde nennen, Stich halten. O, es ist ein wahres Wort, daß die Dichter unglücklich sind!“

In Thränen zerfließend, legte er sein Haupt auf den Tisch. „Sie werden mich aus dem Hause treiben, die unbarmherzigen Gläubiger," wimmerte er, „ein Bettler werd' ich irren durch die wüste Welt. Lorbeerbaum und Bettelstab, ihr werdet auch mein Loos sein! Dann kann man aus mir ein Trauerspiel machen, und die Leute werden weinen und wehklagen um den armen heruntergekommenen Johann Georg Benedict Rosenhain! — Wenn ich nur zu keinem Schneider verdammt wäre! Wer bürgt mir dafür, daß eine schlechte Poetenseele Spottlieder auf mich macht' und sie auf Messen und Jahrmärkten verkaufen läßt?"

Gegen sich selbst wüthend, schlug er zu wiederholten Malen die Stirn gegen die Tischplatte und zerzauste seine spärlichen Haare. Er warf das Tintenglas um, und bemerkte es nicht, so sehr war er mit seinem Kummer beschäftigt. Als er an die übermorgende ästhetische Versammlung dachte, nahm er sich vor, ein Menschenfeind zu werden, falls man ihm nicht die rückständigen Rechnungen bezahlte. „Ein neuer Timon von Athen," knirschte er, „will ich sie

mit Wasser tractiren!" — Armer Rosenhain, das hast du ja schon längst gethan und sie haben dich doch nicht bezahlt! — Und immer häufiger flossen seine Thränen nnd der trostlose Refrain seiner Worte war: „O, wenn ich nur kein Schneider wäre! Das hat mich allein so weit gebracht!" Da wurde es auf einmal laut in der Werkstätte, der Altgesell stimmte eine Melodie an, die übrigen fielen ein und zu Benedict's Ohren drangen die wohlbekannten Klänge:

„Vor allen Gilden lobt und preist
Die edle Schneidergilde!"

„Das ist Wermuth!" dachte Hamlet Rosenhain, der schmerzenvolle Schneidermeister. Dießmal tönte ihm der Gesang wie eine bittere Verhöhnung. Grimmig sprang er in die Höhe und riß die Thür zur Werkstätte auf. „Still! Ich befehl's!" schrie er und trat mit heldenmäßiger Stellung, hochaufgerichtet, vor die Gesellen. Aber ach! anstatt ihnen zu imponiren, verbreitete er eine allgemeine Heiterkeit. Jeder biß sich auf die Lippen, um nicht laut zu lachen. Ergrimmt schritt Rosenhain ihnen weiter entgegen.

„Meister!“ sprach der Altgeselle und sprang von seinem Sitz herunter, „Sie sind schwarz!“

„Schwarz? Betrunken?“ stöhnte Benedict, „o Du Verläumder! Ich habe kaum zwei Schlucke Fleischbrühe genossen und mir noch dazu die Lippen verbrannt!“ In diesem Augenblicke stand er vor dem Spiegel und sah zufällig hinein. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihm, und die Versammlung, die sich nicht mehr mäßigen konnte, brach in ein wieherndes Gelächter aus. Benedict hatte beim Umwerfen des Tintenglases sich das Gesicht über und über bespritzt. Mit der schwarzen Flüssigkeit hatten sich seine Thränen vermischt und seine Hände waren die Pinsel gewesen, mit denen er sein Gesicht marmorartig angestrichen. Nimmt man dazu noch die verwirrten Haare und die rothgeweinten Augen, so wird man zugeben, daß unser armer Schneider einem Teufel nicht unähnlich war. „Teufel!“ dies war auch wirklich das Wort, mit welchem er aus der Werkstätte stürzte, die Thür hinter sich zuwerfend, um seine Gräuelgestalt für sich allein zu haben. Vergebens rief ihm der Altgeselle nach: „Meister: Es fehlt auch

an blauen und grünem Tuche!" Rosenhain sah und hörte nicht und rannte wie ein Besessener in sein Schlafgemach, um sich im Waschbecken wieder zu einem Menschen umzutaufen. —

Während dies geschah, schlich sich Bernhard aus dem Stübchen seiner geliebten Aurora nach der äußern Thür. Aurora begleitete ihn bis zur Treppe. Dort hängte sie sich noch einmal an seinen Hals, als wollte sie sich von seiner wirklichen und wahren Existenz überzeugen. Bernhard küßte ihr die reizende Stufenleiter von Stirn Augen und Mund, die sie willig bot, und so lagen sich die Liebenden lange in den Armen. Lisette bewegte warnend ein wenig die Klingel, daß Aurora erschrocken emporfuhr und ihren Liebsten scherzend von sich trieb, ohne ihn loszulassen. „Geh, geh!" sprach sie lächelnd. „Wenn Du in dieser Gestalt zu mir kommst, seh ich Dich immer gern!"

Bernhard lachte.

„Ach lache nicht!" fuhr sie fort. „Es ist nicht zum Lachen, seine Geliebte so zu ängstigen. Denn, so lange Du mir nicht sagst, wie es mit der Erscheinung eigentlich zugegangen, will ich glauben, Du

habeſt ſie veranſtaltet. Lieber! Beſter! — Bitte, ſage mir's!"

„Ein andermal, Liebchen!"

„Was meinte der Vater?"

„Er ſchwärmte von Schätzen!"

Aurora ſeufzte tief. Wahrſcheinlich ahnete ſie theils die prekären Verhältniſſe ihres Vaters, theils mochte ſie große Sorge um ſeinen Verſtand tragen.

„Wenn Du ihn nur von ſeinem leidigen Dichten, beſonders bei Nacht, abbringen könnteſt!" bat ſie ſchmeigelnd.

„Alles will ſeine Zeit!" entgegnete Bernhard mit gewichtiger und geheimnißvoller Miene.

„Ach! Du biſt unausſtehlich mit Deinen immer ausweichenden Antworten!" ſchmollte Jene und blickte zur Erde. „Und ich muß Dir aufrichtig geſtehen, daß ich aus Dir noch gar nicht recht klug werde. — Vollends nun der abſcheuliche Doppelgänger, der quält mich entſetzlich!" fügte ſie ſchmerzlich hinzu.

„Laß, mein gutes Kind!" beruhigte Bernhard," fühlſt Du meine warmen Lippen, ſo denke nicht an kalte Geiſter!"

„Ja! aber wer steht mir denn dafür, daß Du, oder vielmehr Dein Bild, Deine Copie, Dein Schatten, oder wie ich das Ding nennen soll, mich nicht abermals bei Nacht überfällt und —"

„Nein, nein! — Bis Walpurgis kannst Du ganz außer Sorge sein, Aurora!"

Sie war in ernstes, stilles Sinnen versunken, während dessen sie mit einem Zipfel ihres Tändelschürzchens spielte. Nach und nach erheiterte sich ihr Gesicht, dann fing es an zu lächeln und zuletzt schlug sie die Augen zu Bernhard auf und tastete mit ihrem kleinen Zeigefinger auf seiner Oberlippe herum. Der Geliebte fragte, was sie vorhabe? Sie schüttelte das Haupt, und als er die Frage wiederholt hatte, sprach sie endlich: „Etwas hat mir doch an Deinem Afterbilde nicht ganz übel gefallen. —"

„Und was wäre das?"

„Das Schnurrbärtchen!"

„Damals trug ich eins!" lachte Bernhard; „ich war noch nicht Philister, wie wir Studenten zu sagen pflegten, ich hielt noch um keine Lehrerstelle an und —"

In diesem Augenblicke kam Jemand die Treppe herauf. „Schnell fort, schnell!“ flüsterte das Mädchen, gab dem Geliebten noch einen Kuß und war verschwunden. Bernhard ging langsam die Stiegen hinab.

Es hatte sieben Uhr geschlagen, Rosenhain's Gesellschaftszimmer füllte sich mit den ästhetischen Gästen. Er selbst war noch nicht in der Versammlung erschienen. In wunderbarer Aufregung schritt er durch seine sogenannte Studirstube und wußte sich die verschiedenartigen Empfindungen nicht zu erklären, die in ihm auf- und niederwogten. Das ferne Summen der Anwesenden, das Klappern der Theetassen, selbst der Geruch der Wachslichter, welcher zu seiner Nase ahnungsvoll herüberströmte, wirkten auf ihn feierlich und erhebend; der Gedanke dagegen, daß die gegenwärtige Versammlung vielleicht die letzte sein könne, die der Rest seiner Mittel zuließ — einen Wechsel hatte er in den letzten Tagen schon ausgestellt, um den alten Glanz zu bewahren — erfüllte ihn mit unendlicher Bangigkeit und erschwerte ihm beträchtlich das leichte Athemholen aus der eingesunkenen,

engen Brust. Ihm war's, als ob man mit jedem Stück Kuchen oder Butterbrot etwas von ihm selbst abbeiße, mit jedem Schluck Thee aus seinem Herzblute schlürfe. „Wie wird mir erst zu Muthe sein, wenn es ans Weintrinken geht!" seufzte er. Mit finstern Blicken hatte sein Keller die letzten Flaschen hergegeben. Er verglich sich mit Antonio, dem Kaufmann von Venedig, und seine gierige Gesellschaft mit Shylock, der nach seinem Fleisch und Blut trachtet.

Was er kaum zu ahnen gewagt, war eingetroffen. Mehrere von den gemahnten Gästen hatten ihm Briefe geschickt voll launiger Entschuldigungen, aber leer an Geld, dem heiß ersehnten Geld, hatten seine Schulderinnerungen und Rechnungsaushändigungen für puren Scherz genommen, über welchen sie herzlich gelacht hätten, und ihn in witzigen Ausdrücken einen witzigen Kopf genannt. Als ob es verabredet wäre, schlossen fast alle Briefe mit der Redensart, man freue sich innigst, ihn in der nächsten Sitzung zu versichern, wie sehr man seine Talente bewundere. Einer war so unverschämt und boshaft gewesen, ihn in einer poetischen Epistel um Vorstreckung einer klei-

nen Summe zu ersuchen. Die Meisten hatten nicht für nöthig befunden, zu antworten.

Rosenhain wußte gar nicht mehr, was er denken solle, und dachte am Ende das Dümmste; ja, eine Zeit lang meinte er sogar, man habe ihn nur mystificiren wollen, denke ihm eine Ueberraschung zu und werde ihm in der heutigen Soirée mit einem Lorbeerkranze, den er ebenfalls wie eine Schuldforderung ansah, zugleich seine außenstehenden Gelder zu bezahlen. Dieser Vorstellung jedoch bald verwerfend, kam ihm wieder jener Schatz im alten Schlosse in den Sinn; dazwischen drängte sich die Hoffnung auf einen Lotteriegewinnst, auf die Wirkung, welche sein Trauerspiel machen werde — kurz, seine Phantasie hob ihn aus der Tiefe wehmüthiger Trostlosigkeit auf den Gipfel glücklichster Träumerei und warf ihn wechselnd von diesem wieder zurück in den Abgrund.

Immer hastiger rannte er im Zimmer umher und scheute sich, in die Versammlung einzutreten. Sind es Freunde oder Feinde, die er begrüßen sollte? Ach, er hatte den Maßstab der Beurtheilung verloren, er

konnte sich nicht mehr Rechenschaft über sein Denken und Fühlen geben.

Zu wiederholten Malen war schon Lisette an ihn abgeschickt worden, um ihn an seine Hausherrnpflicht zu erinnern. Die Gesellschaft sei vollzählig, sagte sie, man wundere sich über sein Ausbleiben, man begreife nicht und besorge, er sei unwohl. „Ich komme!" bedeutete er das Stubenmädchen. „Gib noch einmal Thee herum —"

„Ach, sie ziehen schon jetzt den Mund," entgegnete Lisette. „Diese Herren sehen mir nicht wie Theetrinken aus!"

„Laß sie Rum dazu nehmen! Geh nur, ich komme sogleich!" drängte Benedict und schob die Dienerin zur Thür hinaus.

„Ja, ich will gehen!" sprach er dann zu sich selbst, und zögerte doch noch immer, trat vor den Spiegel, erschrak über seine Blässe, ordnete Haar und Kleidung, trank beinahe eine Flasche Wasser zur Abkühlung, sann auf eine geschickte Anrede, sah nach der Uhr, nahm entschlossen den Thürgriff in die

Hand, kehrte wieder zurück und blieb, wie von Geistern gefesselt. —

Lieber Leser, ich bitte Dich, lassen wir jetzt unsern Benedict in seiner Schmerzensclause allein. Ich habe zwar mehr Macht über ihn (könnt' ich behaupten, wenn ich eben unbescheiden sein wollte), als alle seine Gäste und Lisette dazu; mir würd' es nicht mehr, als ein paar Worte kosten, ihn in den Gesellschaftssaal zu bringen, aber ich will großmüthig handeln (oder schreiben) und ihm noch ein Weilchen zu seiner Erholung gönnen. Die armen Schneider müssen sich überall so viel gefallen lassen, sind so unselige Stichblätter des allgemeinen Spottes, daß ich wirklich Bedenken trage, den unglücklichen Meister Rosenhain mit Gewalt in einen Kreis zu führen, wo doch nur — im Vertrauen gesagt — neue Schmerzen und Verlegenheiten seiner warten. Glaubst Du Unterhaltung zu finden, so mische Dich einstweilen unter die Versammlung, trinke eine Tasse Thee und höre als stiller Beobachter den Gesprächen zu, die da geführt werden. Dort sitzt ein Clubb zusammen, der was erwarten läßt; Du wirst wohl selbst sehen;

freundlicher Leser. Erlaube daher, daß ich mich wieder in meinen unsichtbar machenden Objectivitätsmantel hülle — ich werde Dir doch — hoffentlich im Geiste — immer nahe sein.

Bequem auf das Sopha hingelagert, streckt und dehnt sich ein sehr elegant gekleideter junger Mann und scheint mit seinen wohlausgefüllten Schenkeln zu liebäugeln. Neben ihm hat ein blasser Jüngling Platz genommen, der so eben seine Tasse auf den nahen Tisch setzt und sich zum Lichte beugt, um eine Cigarre anzuzünden. Vor Beiden sitzen in malerischen Gruppen mehrere Gestalten von verschiedenartigem Aussehen. Der Eine trällert das Lied aus Robert dem Teufel: „Ha, das Gold ist nur Chimäre!" Wozu er ein Gesicht macht, als reflectire er eben über das „Sein und Nichtsein." Sein Nachbar streicht sich den blonden wohlgepflegten Schnurrbart und schielt dabei nach dem gegenüberhängenden Spiegel. Ein Dritter gähnt und murmelt etwas von Ennui durch die Zähne, indem er durch seine Lorgnette nach der Decke des Zimmers sieht. Hinter seinem Stuhle blättert ein Vierter in einem Journale. Er legt es, wie es

scheint, verdrießlich aus der Hand, als ob er seinen Namen darin gesucht und nicht gefunden habe. Gewiß hat er dem Redacteur schon vor längerer Zeit Gedichte zugeschickt, die zu seinem Erstaunen noch nicht abgedruckt worden sind. Und die Gedichte waren doch so schön, und die Geliebte, der er sie sang, war so reizend falsch, so liebenswürdig untreu! Der Redacteur kann das wirklich nicht verantworten.

„Mich ärgert nur das Ignoriren!" begann jetzt der bequem Hingelagerte, einen kräftigen Schlag nach dem Schenkel führend. „Von meinem neulichen polemischen Aufsatze hätt' ich doch erwarten können, daß er einiges Aufsehen machen werde. Ich bin doch wahrlich grob genug gewesen, und was den Inhalt betrifft —"

„Se non e vero, e ben trovato!" unterbrach ihn der blonde Schnurrbart. Es war viel Wahres in Deinem Aufsatze, aber —"

„Aber," fiel das unzufriedene Journalgesicht ein, „so Etwas läßt sich am besten in poetischer Form ausdrücken. Sie mögen sich vor mir in Acht nehmen; ich habe eine polemische Novelle im Kopfe —"

„Und ich —" wollte ein Dritter fortsetzen.

„Und ich!" nahm der blasse Jüngling das Wort, heftig rauchend, „ich will —"

„Ich, ich!" tönte es von mehrern Seiten, und Jeder wollte die Uebrigen mit seinem neuesten geistreichen Vorhaben bekannt machen; sie Alle überschrie der Polemiker, welcher zuerst gesprochen, mit den Worten: „Hätten wir nur ein gemeinschaftliches Organ! Dann, dann —"

„Dann, ja dann —" riefen sämmtliche Stimmen wild durcheinander.

„Dann," fuhr Jener mit ironischem Lächeln noch lauter fort, „dann sollten sie zum Reden gebracht werden, diese vornehm schweigenden Herren, die glauben, sie seien von Gottes Gnaden Pächter der modernen Literatur! Aber ich ruhe nicht, ich schreibe so lange polemische Artikel, bis sie warm werden und zu schimpfen anfangen."

„Und ich — ich — ich" u. s. w., ging es von neuem im Kreise herum und endigte mit dem Refrain: „Ein Organ, ein Organ!"

„Hört, liebe Freunde!" fing der blasse Jüngling

an und strich sich das lange schwarze Haar à la française aus der Stirn, welches von duftiger Pomade glänzte. „Hört, wie wär' es denn mit unserm galanten Wirthe?"

„Rosenhain?" fragten Mehrere. — „Ja," setzten Andere hinzu, „wenn man nur wüßte, wie es mit ihm eigentlich stünde!" Bei diesen Worten wurden von verschiedenen Seiten Mahnbriefe und Rechnungen aus der Tasche gezogen. „Auch Du? Auch Du?" sprach Einer lachend zu dem Andern. „Solamen miseris —"

„Socios habere malorum!" ergänzte der Ennuyirte, um seine classische Belesenheit an den Tag zu legen. Glücklicherweise wurde er in einem andern lateinischen Spruche, dessen Ausgang er nicht wußte, durch Bernhard's Hinzutreten unterbrochen.

„Wie es mit ihm steht?" sagte dieser und setzte sich mitten unter die Conversirenden. „Ihr könnt zweifeln? Ich sag' Euch, er hat ein Landgut im Handel, das unter Brüdern so viel Thaler werth ist als Theaterrecensionen von den anwesenden Gästen etwa geschrieben sind!"

„Wetter! dann braucht sich kein Fürst zu schämen, darin zu wohnen!" lachte der junge Mann mit den wohlausgefüllten Schenkeln und die Uebrigen leisteten aus vollen Kehlen Gesellschaft.

„Ohne Spaß," fuhr der blasse ernsthaft fort, „unser theurer Herr Rosenhain könnte in der That ein Journal gründen, in welchem wir unsere Ansichten unumwunden aussprechen dürften. Vor der Hand schrieben wir ohne Honorar, bis genug Pränumeranten gewonnen wären? Meinen Sie nicht, meine Herren?"

„Ich will mein Möglichstes thun, Herrn Rosenhain für die Idee zu gewinnen," betheuerte Bernhard. „Der Redacteur —"

„Würde sich finden!" riefen Alle, wie aus einem Munde.

„Ich für meine Person würde mich willig dieses schmeichelhaften Vorzuges begeben," sprach Jener weiter, „doch mit einzelnen Aufsätzen hin und wieder gern zu Diensten stehen. Die geistigen Interessen der Zeit würden an mir einen eifrigen Verfechter haben. Die Industrie nimmt in unsern Tagen so

mächtig überhand, daß sie das wahrhaft Ideelle, das rein Geistige in den Hintergrund drängt, und — irr' ich nicht — hört' ich vorhin von weitem, daß unser liebenswürdiger Herr Wirth erst vor kurzem das materielle Streben der Welt auf eine sehr feine Art an Ihnen selbst persiflirt hat?"

„Ja! allerdings!" war die verlegene Antwort. „Er hat an seine Freunde geschrieben und —"

„Das paßt vortrefflich!" fiel Bernhard mit spöttischem Lachen ein. „Ich hatte mir ohnedies vorgenommen, in der heutigen Sitzung über dieses Thema zu sprechen." Man traute dem Herrn Bernhard nicht recht; alle seine Worte klangen so zweideutig, daß man seine wahre Ansicht nicht durchhörte.

„Aber wo bleibt denn der Hausherr?" fragten eben mehrere Stimmen, als sich die Thür langsam öffnete und Rosenhain in das Zimmer trat. Die Gäste sprangen von ihren Sitzen auf, eilten ihm zuvorkommend entgegen, umringten ihn, erkundigten sich nach seinem Befinden und ließen ihn lange nicht zu Worte kommen. Benedict war frappirt und gerührt von dieser ausnehmenden Höflichkeit, und

konnte sich, bei seinem jetzigen gereizten Gemüthszustande, der Thränen nicht enthalten. Um dieselben, wenigstens ihre Bedeutung, zu verbergen, zwang er sich zum Lachen und bat um Entschuldigung, daß er so lange habe auf sich warten lassen. „Ei, sicher führen Sie wieder einen göttlichen Witz im Schilde?" rief der junge Mann im blonden Schnurrbarte und zog zuckersüß lächelnd den Mund zusammen — zu einer Rosenknospe, dürfte man sagen, wenn von einem Mädchen die Rede wäre.

„O, ich bitte!" erwiederte Benedict, plötzlich wieder ernst werdend und sich die feuchten Augen abwischend. „Ich habe mich mit dem Witzmachen niemals viel abgegeben. Die Herren mißverstehen mich wahrhaftig!"

„Und das sagen Sie wieder mit einer so trocknen Miene, daß es zum Entzücken ist!" entgegnete der Blasse mit schneidender Stimme und warf ein Kußhändchen in die Luft.

„Ja, zum Entzücken!" stimmten die Umstehenden ein und schüttelten ihm die Hand so kräftig freundschaftlich, daß er hätte laut aufschreien mögen. Be-

nedict mußte sich in das Unvermeidliche fügen und zum bösen Spiele gute Miene machen. „Setzen wir uns doch!" sagte er und ergriff den ersten besten Stuhl, um sich niederzulassen, denn seine Kniee wankten schon und verloren ihre Spannkraft. „Was gibt's Neues in der Literatur?" fügte er erschöpft hinzu. Jeder bemühte sich, etwas Interessantes mitzutheilen. Da hieß es: „Der und der Redacteur des und des Blattes hat eine reiche Frau geheirathet." Oder: „der Buchhändler So und So hat einen Preis ausgesetzt für die beste Geschichte der deutschen Theaterrecensenten." „Und in der nächsten Zeit soll ein neues Blatt erscheinen unter dem Titel: Moderner Faustkampf!" — berichtete Rosenhain's Nachbar und rückte ihm näher, um seine Meinung auszuhorchen — „ein Blatt, das freilich ohne ein Gegengewicht manchen Schaden anrichten könnte!" fügte er bei. Bernhard's Dazwischenkunft gab wieder dem Gespräch eine andere Richtung; trotz den schiefen Gesichtern, die ihm von allen Seiten wurden, weil er Benedict's Expectorationen über die Gründung eines neuen Journals verhindert, erzählte er mit scheinbar

harmloſer Unbefangenheit eine triviale Stadtanekdote, deren Pointe er höchſt geiſtreich nannte. „Bei den geringfügigſten Dingen muß man den Humor herauszufinden wiſſen," docirte er dann. „Unſere Zeit iſt krank an Obſtructionen von der harten Speiſe der Materie. Wir müſſen ſie eine Zeit lang blos vom Geiſte, vom Spiritus, vom Genius leben lehren!"

„Wohl wahr," verſetzte Roſenhain, „aber die Materie muß doch auch ihre Rechte haben."

„Für niedere Seelen, ja!" antwortete Bernhard. „Aber wir, wir!"

Seit der Wirth gegenwärtig war, hatte man Wein herumgegeben. Die durſtigen Schöngeiſter ſprachen den Flaſchen weidlich zu. „Vom Spiritus, vom Geiſte muß die Zeit leben!" beſtätigten ſie und ſtießen mit den Gläſern an. Bald wurde die Unterhaltung ungebundener, d. h. von der Literatur war wenig oder gar nicht mehr die Rede. Man lachte, ſcherzte, ſang. Benedict ſelbſt ſtürzte mehrere Gläſer ſchnell auf einander hinunter, um ſeine Sorgen zu verſcheuchen! Ihm kam's vor, als ob jedes Wort auf ſeinen Zuſtand gemünzt ſei, zumal mit Bernhard's

Demonstrationen konnte er sich gar nicht befreunden, und als die Uebrigen sogar unumwunden über die ihnen zugekommenen Schneiderrechnungen zu sprechen anfingen und ihre Cigarren an denselben anzündeten, so ging durch diese factische Annullirung seiner Hoffnungen ein ungeheurer Riß durch sein leidendes Herz. Armes Deutschland, wie viele zerrissene Herzen wirst du noch in deinem Busen beherbergen müssen!

Benedict schwindelte. Da trat Bernhard zu ihm und nannte ihm ein paar Lotterienummern. „Auf gut Glück!" flüsterte er lächelnd und hielt ihm sein volles Glas entgegen. Weinend fiel ihm der künftige Schwiegervater in die Arme und sprach mit Pathos: „Mein Freund! die Materie ist doch kein leeres Phantom!" — „Ach Possen!" erwiederte Jener, mit den Fingern schnippend. „Was sind alle Schätze der Erde gegen den Schatz in unserer Brust!" — „Das Gold ist nur Chimäre!" sang es jetzt wieder von mehreren Seiten. — „Es lebe unser freundlicher Wirth!" erscholl es dazwischen. „Pereant alle Philister!" — „Unser Schuldbuch sei vernichtet!" stimmten Andere an. — „So heißt das Motto zu

meinem Vortrage, den ich heute vor den Freunden zu halten im Begriff war!" rief Bernhard. — „Auf die Rednerbühne! Hört! hört!" schrieen die weinlustigen Gäste. Ein mit gestickter Arbeit verzierter Sessel ward für den Herrn des Hauses herbeigerückt, Stühle wurden im Halbkreise umhergestellt. Alle ließen sich nieder. Bernhard bestieg die Rednerbühne, eine Pause der Erwartung trat ein — darauf begann er, wie folgt.

„Hochzuverehrende Anwesende! Die Menschen werden in zwei Classen eingetheilt — in Schuldner und Gläubiger. Ich nenne die Schuldner zuerst, weil ihnen die Gläubiger nachfolgen, oder besser gesagt, sie rastlos verfolgen. Etymologisch genommen, sind die erstern schuldig und die letztern gläubig. Doch man lasse sich nicht täuschen! Diese glauben nämlich in der Regel — Ausnahmen kommen nicht in Betracht — glauben, von ihren Schuldnern bezahlt zu werden. Ist das nicht schon ein offenbarer Irrthum? Wenn nun die Schuldner sich alle ersinnliche Mühe geben, ihnen zu beweisen, daß dieß ein blinder Köhlerglaube, (Köhler kommt von Kohle, also ein schwarzer,

kohlschwarzer) — ein Aberglaube sei, so ist doch, mein' ich, die Schuld natürlich mehr auf Seiten derer, welche so blindlings glauben, oder gläubig sind!"

Benedict wendete sich bei diesem Eingange unruhig auf seinem Sitze umher und verbarg sein Mißfallen keineswegs.

„Das Schuldenmachen," fuhr der Redner fort, indem er Rosenhain scharf dazu ansah, der seine Blicke nicht aushalten konnte, „das Schuldenmachen stammt aus den ältesten Zeiten und ist durch die uralte Gewohnheit ehrwürdig geworden, gleichsam heilig gesprochen. Schon die erste Frau entstand durch eine Rippenanleihe. Julius Cäsar hat bekanntlich gesagt: „Wenn ich eine Million habe, dann hab' ich erst nichts!" Welche Bescheidenheit, und Cäsar war ein großer Mann! Die größten Geister haben sich überhaupt immer mehr auf die Partei der Schuldenmacher geschlagen; besonders die Dichter und die Künstler. Darum hängt die Poesie so innig mit dem Schuldenwesen zusammen, und man sollte in der That künftighin bei der Besetzung von Finanzministerien auf die Poeten eine größere Rücksicht nehmen. Bei ihnen

würde es wenigstens niemals an Sonnetten, d. h. an klingender Münze, fehlen; ja, sie brächten es vielleicht dahin, blanke Thaler aus dem Silber des Mondes, und Ducaten aus strahlendem Sonnengolde zu prägen. Das beiläufig. Der große Schiller besaß in seiner ergiebigsten Periode nicht einmal einen Frack, um der Einladung zu einem ästhetischen Damenthee zu folgen. Auch Mozart hat sich vor den sogenannten Manichäern gar nicht zu lassen gewußt; sie wollten seine Compositionen nicht für gutes Metall anerkennen, und wenn er ihnen sagte, sie seien wahrhaft wohlklingend, so lachten sie ihn aus."

Bernhard hielt ein wenig inne, während die Versammlung lachte. „Seitdem die humoristischen Vorlesungen aufgekommen sind," brummte Rosenhain vor sich hin, „ist es nicht mehr zum Aushalten. Mit Worten stechen sie da die Begriffe todt, und das soll Witz heißen!"

„Ach Gott!" begann jetzt Bernhard von neuem mit einem großen Seufzer. „Die leidigen Manichäer haben heut zu Tage gar kein Einsehen mehr. Wenn sie einem hülfsbedürftigen Menschen ein paar Thaler

vorgestreckt haben oder irgend etwas Anderes — ein Paar Stiefeln, einen Rock —"

Benedict sah sich im Kreise um und fand lauter wohlbekannte Röcke.

— „so fragen sie sich den ganzen Tag über: „Mahn' ich? oder mahn' ich nicht?" Natürlich bleiben sie dann bei dem „Mahn' ich" eher stehen, als bei jenem, und daher kommen die vielen Manichäer!"

„Hab' ich's nicht gesagt?" fuhr der erzürnte Wirth auf. „Das Sylbenstechen geht schon los!"

„Jeder sticht den Stoff, der zu seinem Geschäft gehört," warf Bernhard als Entgegnung dazwischen. „Wir — Worte und Sylben, der Kleiderkünstler — seine Zeuge! Wer brav sticht, kommt am besten durch. Aber ich bitte — keine Unterbrechung!"

Benedict schlug die Arme ineinander, setzte sich bequem und nahm sich vor, die Rede schweigend mit anzuhören.

„Die Manichäer nun treten unaufhörlich die Gegenpartei," sprach Bernhard weiter, „kein Wunder, daß diese endlich ganz betreten wird! — Im Vaterunser heißt es: „Vergib uns unsere Schuld, so wie

wir vergeben unsern Schuldigern!" Ja, sie vergeben uns, aber mit dem Gifte ihrer Quälereien, ihrer indiscreten Phrasen und Mahnbriefe —"

Benedict wollte jetzt wieder losbrechen, aber er begnügte sich mit einem Seufzer.

— „Wenn Sie nicht bezahlen, so muß ich meine Maßregeln nehmen!" schreien sie. Doch in ihren Regeln ist kein Maß, und bedeutet man sie einmal: „Mäßigen Sie sich!" so fallen sie grob aus. Diese Menschen haben nicht das geringste Bischen Poesie in sich, sonst würden sie begreifen, daß sich mit Schulden am besten Geduldeu zusammenreimt. Hat man einen Wechsel ausgestellt (der Form wegen) und der Termin ist abgelaufen, so sagen sie: „Der Wechsel ist gefällig!" Erwiedert man: „Nun, so sein Sie doch auch so gefällig und warten Sie noch!" so kommt man schön an. „Nichts da, ich lasse Sie setzen!" heißt es, und wenn dieses Volk Einen setzt, so thun sie das nicht mit Wein und Thee, Butterbrot und Backwerk, wie unser verehrter Freund Johann Georg Benedict Rosenhain!"

Der Genannte verbeugte sich bescheiden. Was

von den Wechseln gesagt worden, hatte, wie es schien, seinen Beifall, denn mehrere Male hatte er mit dem Kopfe genickt und seinen Nachbarn die Hände gedrückt. Der Redner nahm einen neuen Ansatz mit erhobener Stimme:

„Mit ihren dürren Fingern zeigen sie auf die Worte: „Nach Sicht." — „Gut, so haben Sie doch Nachsicht — es steht ja da!" — „Gehorsamer Diener!" antworten sie höhnisch; „es ist kein Trochäus, es ist ein Jambus!" Jetzt wissen sie auf einmal die Versmaße auswendig, und zeigt man ihnen zur Vervollständigung ihrer Begriffe die Daktylen auf ihren Wangen, so kostet so ein einfacher, unschuldiger Versfuß noch obendrein fünf Thaler. Ach! eine Schuld ist wirklich etwas sehr Uebles — Müllner's Schuld mit eingerechnet — sie hebt sogar die Individualität eines Mannes auf. Man sagt nicht: „er hat verschuldet!" man zuckt die Achseln und spricht: „er ist verschuldet!" Aus einem Activum wird ein Passivum. Wohl ist man als Schuldner ein leidendes Subject, oder besser, Object. Begegnet mir, diesem unglücklichen Passivum, ein Manichäer auf der

Straße und schneidet mir ein prophetisch-malitiöses Gesicht, und mein Nachbar sagt verwundert: „Leiden Sie denn das?" — was kann ich anders antworten, als: „Ich muß wohl, ich habe zu viel Passiva!" So ein grober, undelikater Gesichterschneider sitzt freilich in der Wolle und bedenkt nicht, daß jedes Schaf in der Wolle sitzt!"

Diese Wahrheit wurde mit Jubel und Beifallklatschen von den Zuhörern aufgenommen, so daß Bernhard eine geraume Zeit nicht fortfahren konnte. Benedict sprang in die Höhe und schrie: „Ja, jedes Schaf sitzt in der Wolle, aber ich gehöre nicht zu diesem Geschlechte. Von nun an schließ' ich mich Euch an, die Ihr mich geschoren." Neues Jauchzen folgte auf diese Worte; Bernhard winkte und gestikulirte, man möge ihn endigen lassen. „Still! still!" geboten mehrere Stimmen, andere wiederholten dasselbe, und vor lauter Ruhegebieten kam man nicht zur Ruhe. Langsam legte sich der Sturm; der Redner benutzte den ersten stilleren Augenblick und rief mit vollem Tone:

„Meine Herren und Freunde!" Alle schwiegen.

„Meine Herren und Freunde!“ hub er nochmals an. „Wenn man in der größten Noth so glücklich ist, von Einem etwas vorgeschossen zu bekommen, so macht er bei diesem Schießen einen so entsetzlichen Lärm und Dampf und Qualm, daß man blau anläuft, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt. Beim Vorstrecken ist's nicht besser; denn da wird man zum erbärmlichen Sklaven und muß sich immer nach der Decke dessen strecken, der vorgestreckt. Ihr werdet es selbst oft genug gefühlt haben, daß das Loos der Schuldner kein beneidenswürdiges sei, und es thut wahrlich Noth, daß es anders werde! — Sind wir nicht von der Natur selbst auf's Borgen angewiesen? Besitzen wir nicht allesammt das Leben auf Borg? Deshalb ist dieses irdische Dasein so wechselvoll. Nach Sicht müssen wir es an den allmächtigen Manichäer, den Tod, zurückbezahlen. Ach, unser ganzes Leben ist ein großes Rechenexempel. Und darum steht auch die Mathematik als die höchste, als die Mutter aller Wissenschaften da. Kann etwa die Mathematik überhaupt ohne Borgen bestehen? „Vier von Drei geht nicht, da muß ich Eins borgen.“ Das weiß Jeder-

mann noch aus der Schule; als Kind schon hat er's lernen müssen, hat Prügel dabei bekommen. Wie? sollt' er die goldne, eingebläute Regel als Mann unbenutzt lassen? Also „vier von drei geht nicht, da muß ich Eins borgen!" Kein Mensch fragt die daneben stehende Ziffer: „Willst Du so gütig sein und dich anborgen lassen?" Bewahre, sie muß borgen, sie mag wollen oder nicht; sonst kommt das ganze Exempel nicht zu Stande. Wir Menschen aber sind Zahlen, wie schon mancher große Herr gesagt hat. Ist nun zufällig mein Geldbeutel eine Drei, und mein Magen oder Gaumen, oder meine Lust, spazieren zu fahren, Wein zu trinken, einen Ball zu besuchen, oder die Sehnsucht nach einem Paar neuer Beinkleider u. s. w. eine Vier, so sollt' ich doch füglich zu meiner Nachbarzahl ohne Weiteres sagen können: „Vier von Drei geht nicht; du bist eine Sechs (oder Zehn, Zwanzig, Hundert) — borge mir Eins, sonst trifft mein Exempel nicht!"

Das Zimmer hallte von dem Gelächter der Gäste wieder, Benedict allein schoß wüthende Blicke umher und

knirschte: „Es ist Alles auf mich abgesehen; sie wollen mich mit Gewalt ruiniren!"

„Das Welteexempel aber," fuhr Bernhard fort, „soll treffen, und ich weiß nicht, was daraus werden soll, wenn der liebe Gott am jüngsten Tage die Probe macht und ein falsches Facit findet. Dann wird er zu den ogenannten Gläubigern sagen: „Ihr Ungläubigen! Lernt eure Sache dort unten — in der Hölle besser, ihr falschen Rechner, ihr — Böcke!"

Jetzt vermochte sich Benedict nicht mehr zu halten. Wüthend emporfahrend, schrie er: „Böcke?! Du Unseliger, wie kannst Du mich ein Thier schimpfen, das Hörner trägt? Und ihr — was beißt ihr euch vor Lachen auf die Lippen? Sitzt ihr nicht in meiner Wolle? Gehört eure Garderobe nicht mir? Trinkt ihr nicht meine Weine? Eßt ihr nicht mein Butterbrot!" Erschöpft sank er zurück. „Großer Mann, edler Dichter!" sprach der Nachbar pathetisch. — „Stört den begeisterten Redner nicht, ihr seid nicht gemeint!" Das Wörtchen: „Dichter" brachte den Ergrimmten wieder zu sich, wenigstens schwieg er und umarmte mit stummen Thränen den Tröster, der

ihn einen edlen Dichter genannt. Bernhard aber schloß seine Rede mit erhöhter Stimme:

„Und zu den armen Schuldnern wird der Herrgott sprechen: „Ihr habt keine Schuld! Setzt euch zu meiner Rechten, seid meine Schäfchen! Jene haben im Leben in der Wolle gesessen — nun soll es auch Euch einmal vergönnt sein. Amen.“ — —

Mit stolzen Schritten, sich nach allen Seiten hin verbeugend, verließ er die Rednerbühne. Benedict war aufgestanden und ging ihm wankend entgegen. Ihm, als dem Wirth, kam das Recht zu, das erste Urtheil über den ästhetischen Vortrag zu fällen. Die Uebrigen standen in Gruppen umher und disputirten über das Gehörte. Benedict's Hand ergreifend und sie tüchtig drückend und schüttelnd, sprach Bernhard bescheiden lächelnd: „Ich würde mich glücklich schätzen, wenn meine schwache Leistung Ihren Beifall zu gewinnen vermocht. Wenn ich mir ein Verdienst zuzugestehen wage, so ist es dieses, die humoristische Saite in unserer Gesellschaft angeschlagen zu haben.“

„Sie wissen, daß ich kein Freund von Humor

bin!" entgegnete Rosenhain, an seinem Rocke zerrend.

„Nicht wahr?" sagte ein Anderer hinzutretend, „das war ganz aus Ihrer Seele gesprochen, bester Herr Rosenhain!"

„Sie verachten auch," fügte noch Einer hinzu, „diese Wollsäcke, welche die Höherdenkenden quälen und beunruhigen und ihren geistigen Aufflug hemmen!"

„Pereant!" riefen Mehrere zugleich, die bereits wieder zu den Flaschen gegriffen hatten. — „Es lebe der Redner! — Es lebe unser gastfreundlicher Wirth! — Es lebe der Wein! hoch!"

Dem widerstrebenden Benedict wurde ein Glas aufgenöthigt. „Sie sollen leben, meine Herrn!" stammelte er gezwungen und trank es mit einer Geberde aus, als ob er Medicin nähme; Hören und Sehen wollten ihm vergehen — er sah sich verrathen und verkauft.

„Was fällt dem Bernhard ein?" flüsterte es indessen hier und da. „Er scheint sich zu unserer Parthei zu schlagen, und gleichwohl meint er es mit

Keinem von uns aufrichtig. Scharf betrachtet, war seine Rede eine starke Ironie auf uns. Er muß von den Rechnungen wissen, die wir bekommen haben. Sein Benehmen ist räthselhaft; irgend Etwas steckt dahinter — er war war von jeher ein Geheimnißkrämer, dem immer was Wunderbares passirt sein sollte."

„Auf's Wohl der Geister!" sprach jetzt Bernhard trinkend, und sich an Benedict's Ohr neigend, setzte er leise hinzu: „Auch der Doppelgänger und Wächter verborgener Schätze! Denken Sie an Walpurgis!"

„Ha," fuhr Rosenhain auf und zog den lachenden Bernhard in eine Fenstervertiefung. „Stehen Sie mir jetzt Rede! Sie kennen meine Verhältnisse — ich weiß es. Und wär's in die Hölle, ich folge Ihnen!" Der Gehaltene machte sich mit einem Scherze los und mischte sich unter die schwatzende und lärmende Menge, die heute besonders ausgelassen war. Die Männer der Clique, welche ein neues Blatt zu gründen beabsichtigten, hatten sich wieder im Kreise zusammengesetzt und unterhielten sich nach ihrer Weise, die der Leser leicht errathen kann. Andere

Gäste gaben sich mit Stadtklatschereien ab, wieder Andere erzählten sich von ihren Schuldenabenteuern, und dergleichen mehr. Benedict suchte unvermerkt die Thür zu seiner Arbeitsstube zu erreichen, was ihm auch ohne Mühe gelang, denn außer Bernhard, der ihn nicht viel aus den Augen ließ, jetzt aber eifrig mit Jemandem sprach, bekümmerte sich Keiner um ihn.

Ermattet sank er, da er allein war, in einen Stuhl und stützte das sorgenmüde Haupt in die Hand. Ein Gedanke, den er bisher niemals gehabt, ging ihm durch den Kopf. „Es wäre doch wohl besser gewesen, du hättest dich niemals mit der Poesie abgegeben," — sprach er zu sich selbst — „wärst nur ein ehrbarer Schneidermeister geblieben, wie viele andere, und —". Plötzlich hielt er inne — ein kaltes Grauen überlief ihn, der Mond sah in sein dunkles Zimmer und bildete seltsame Gestalten auf dem Boden, nach welchem er seine Augen geheftet hatte. Jetzt schien sich die Thür zu bewegen, die nach dem Gange führte — scheu wendete er die Blicke dahin — er glaubte eine Figur zu sehen, welche sich bewegte. Kein Glied rührend, blieb er starr in seinem Sessel sitzen. Die Ge-

ſtalt näherte ſich mit höflichen Verbeugungen; dieß verminderte ein wenig ſeine Furcht, und er gewann Kraft, aufzuſtehen und „Wer da?" zu rufen. Das Mondlicht beleuchtete jetzt das Geſicht des unberufenen Gaſtes, und Benedict erkannte Bernhard. „Sie hier?" fragte er aufathmend. — „Ich wollte allein ſein!" „Entſchuldigen Sie," war die Entgegnung; „kann ich nicht die Ehre haben, den Herrn Doctor der Philoſophie, Bernhard zu ſprechen?" — „Was? Sein Doppelgänger alſo?" ſtöhnte Roſenhain. — „Zu dienen!" gab die Geſtalt wehmüthig ſeufzend zur Antwort. — „Fort! fort!" rief Jener, mit beiden Händen abwehrend. „Haben Sie Geduld bis zu Walpurgis, dann kommen wir zuſammen." — „Ach, das wird uns eine große Ehre ſein. Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit, ich empfehle mich ganz gehorſamſt!" erwiederte es, und als Benedict mit einem: „Gleichfalls!" danken wollte, war ſein Beſuch fort. Nach augenblicklichem Beſinnen ſtürzte der Schneider durch die andere Thür nach dem Geſellſchaftsſaale, um Bernhard mitzutheilen, was ihm begegnet ſei. Dieſer ſaß ganz ruhig auf dem Sopha und ſprach zu

den Uebrigen. Eben wendete er den Kopf und sah Benedict eintreten: „Kommen Sie doch näher, bester Freund!“ rief er ihm zu. „Wir unterhalten uns hier mit Gespenstergeschichten, und da wollt' ich denn auch einen Beitrag aus meinem eigenen Leben dazu geben.“ Benedict beugte sich zu ihm nieder und raunte ihm in's Ohr: „Er ist wieder dagewesen!“

„Wer?“

„Nun, der Doppelgänger — die Copie!“

„Hm. So?“

„Geheimnisse?“ fragte ein Neugieriger, lächelnd sich die Hände reibend.

„Bewahre!“ antwortete Bernhard unbefangen. „Herr Rosenhain theilte mir etwas mit, das ohne allgemeineres Interesse ist. — Setzen Sie sich neben mich, Herr Wirth!“ fuhr er fort, „und wenn die Anwesenden mir erlauben, bring' ich mein Mährlein vor.“ Nach einer Pause begann er: „Ich hatte schon als Knabe oft den sehnlichsten Wunsch, daß mir einmal etwas Spukhaftes begegnen möge. Ich konnte die Worte meiner verstorbenen Mutter nicht vergessen: Du bist ein Sonntagskind, mein Sohn, Du wirst

mehr ſehen, als andere Leute. — Mehr ſehen, als andere Leute? Das verſtand ich damals noch nicht recht, aber ich mochte doch ſchon ein geiſterſeheriſches Element im Leibe haben, denn ich dachte dabei an etwas Wunderbares und begab mich nicht ſelten deshalb in das finſterſte Gemach unſerer Wohnung, um gleichſam die Weſen herauszufordern, von denen ich ſo viel in Sagenbüchern geleſen hatte. Mein Wunſch wollte aber, trotz allen meinen Bemühungen, nicht in Erfüllung gehen; ich mochte, ſo viel ich wollte, beim herrlichſten Vollmondſchein in meinem Bette wachend aufſitzen und ahnungsvoll warten — keine Fee, kein Gnome, weder Oberon noch Titania, kein graues Männchen, keine lange, weiße Geſtalt ließ ſich blicken — nicht einmal ein geheimnißvolles Geräuſch, ein ſeltſames Pochen und Klopfen, ein Anzeigen oder ſo etwas Aehnliches hatte ich das Glück, zu vernehmen, ſo daß ich wirklich anfing, allen meinen Glauben zu verlieren. Allein meine Vorliebe für die Geſpenſter war nun einmal geweckt, ich grübelte über dieſes Thema, las alle Bücher, die darauf Bezug hatten, und aus denen ich Aufſchluß zu gewinnen hoffte,

füllte meinen Kopf mit phantastischen Bildern an, und lebte so in einer zur Zeit zwar unsichtbaren, aber reichlich bevölkerten Welt von Geistern und Gespenstern. Meine Erlebnisse in dieser phantastischen Welt habe ich nach und nach aufgeschrieben, und es wird sich wohl einmal Gelegenheit finden, dieses Tagebuch der Oeffentlichkeit zu übergeben. Vor der Hand will ich Sie nicht mit meiner Lebensgeschichte aufhalten, meine Freunde, und zur Sache kommen."

Bernhard ergriff die Lichtputzscheere und löschte kaltblütig die Flammen eines Armleuchters aus, der neben ihm auf dem Tische stand. Benedict sah ihn starr und verwundert an. „Mich blendet das Licht!" sagte Jener ruhig und setzte seine Erzählung fort.

„Es war ungefähr vor sechs Jahren, als ich auf einer Ferienreise — ich war damals Student und hatte besonders naturphilosophische Vorlesungen fleißig gehört — gezwungen wurde, in einem einsamen Gasthause an einer wenig besuchten Straße zu übernachten. Vielleicht hatte mich auch meine Neigung, nicht blos der Zufall, auf diesen Weg geführt, kurz, ich kam einst am späten Abend in jener Schenke an und

befreundete mich bald mit dem Wirthe, einem gesprächigen, sonderbaren Kauze. Er hatte einen beträchtlichen Buckel, auf den er sehr stolz zu sein schien, eine Nase, deren Länge alle Nasen übertraf, welche mir jemals zu Gesichte gekommen, und Augen, die man eigentlich blos kleine Schnitte nennen konnte, vorzüglich, wenn er lachte, was sehr oft, auch während der ernsthaftesten Unterhaltung, geschah. Der Mann kam mir wie ein Erdgeist vor; die braune Farbe seines Gesichts und seiner Hände stimmte zu seinen übrigen Eigenschaften, von denen ich noch die bemerkbar mache, daß man nicht zu errathen im Stande war, wie alt er eigentlich sei. Er hatte Züge eines Kindes bei denen eines Greises. Diese Figur erzählte mir denn auch unter Anderem, daß auf dem Schlosse hinter seinem Garten ein interessanter Geist umgehe; ein sehr origineller Geist, ein Geist, wie er nicht alltäglich vorkäme, versicherte er. Dabei lachte er, wie ein Sachverständiger, und als er mir noch einige nähere Umstände mitgetheilt und meine Theilnahme bemerkte, fragte er mich zutraulich, ob ich etwa die Bekanntschaft des Schloßgeistes zu machen wünsche.

Dieſes Anerbieten war Waſſer auf meine Mühle; mit Freuden nahm ich's an und — um keine langen Worte zu machen — eine Stunde darauf befand ich mich in einem großen, alterthümlichen Saale des Schloſſes allein." Der Erzähler machte eine Pauſe und wendete ſich zur Seite, um einen zweiten Armleuchter, der dem erſten gegenüber ſtand, auch ſeines Lichtes zu berauben. Die Zuhörer lachten und rückten näher zuſammen; Benedict hatte ſich in eine Sophaecke gedrückt und gab keinen Laut von ſich. Jetzt brannte nur noch in der Mitte des Zimmers eine große Aſtrallampe mit falbem, milchweißem Scheine.

„In dem Saale," ſprach Bernhard weiter, „der mir zum nächtlichen Aufenthalt angewieſen war, befand ſich kein Mobiliar, als ein Sopha, ein Stuhl, ein Tiſch und eine Malerſtaffelei. Die Glocke ſchlug eben elf Uhr, als ich mich auf das Sopha hinſtreckte. Ich freute mich, wie ein Kind, auf den Augenblick, wo der Geiſt mir die Ehre anthun würde, ſich zu zeigen, obgleich mich, wie ich nicht läugnen will, eine kleine Gänſehaut überlief."

Benedict ſchüttelte ſich von einem gleichen Ge-

fühle. Bernhard ſtand auf und ging auf und ab. Dann blieb er an einem Fenſter ſtehen und zog die Gardine auf.

„Es war gerade eine ſolche Nacht, wie die heutige," begann er von neuem, „der Mond glänzte eben ſo klar am blauen wolkenloſen Himmel. Auch die Stunde trifft zu — "

Die Stutzuhr zeigte auf halb Zwölf und repetirte. Bernhard ſtand eben vor der Aſtrallampe. Beim letzten Schlage der Uhr zog er den Docht nieder — ein großer Schatten fuhr durch das Zimmer und der Mondſchein warf ſein ſilbernes Licht herein. „Der verſteht's, Einem bang zu machen," flüſterten ſich Mehrere einander zu. „Er ſollte Geſpenſtergeſchichten ſchreiben!" Benedict murmelte: „Ich ſehe gar nicht ein, warum wir im Finſtern ſitzen ſollen?" „Der Illuſion wegen!" antwortete ſein Nachbar. — Bernhard fuhr fort:

„Es dauerte nicht lange, ſo hörte ich ein leiſes Geräuſch — die Thür ſprang auf und herein trat ein Mann in einem langen, ſchwarzen Kinnbart. Auf dem Haupte trug er ein Barett. Ueber einen altdeut-

schen Rock fiel ein weiter Mantel, den er, sonderbar genug, verkehrt übergenommen hatte, so daß das feuerrothe Futter außen war. Wär' ich nicht allzu beschäftigt gewesen mit dem Gedanken, daß ich einen Geist vor mir habe, so hätte ich laut auflachen müssen. In der Hand trug er Pinsel und Palette, jetzt wurde mir auch die Staffelei erklärlich. Es war kein Zweifel mehr, ich hatte es mit einem Maler zu thun. Ihm folgten wohl zwanzig Gestalten. Alle trugen einen weißen Zettel an der Brust, auf welchem ihr Name stand, wie ich mich nachher überzeugte. Der Maler kam mir entgegen und sprach: „Es freut mich außerordentlich, lieber Herr, daß ich das Vergnügen habe, mein Gefolge durch sie zu vermehren." — Jetzt wurde mir doch etwas unheimlich zu Muthe. Der Geist schien mit vollkommener Gewißheit anzunehmen, daß ich bei ihm bleiben werde, und in meiner Absicht lag doch nur eine flüchtige Bekanntschaft, ein kurzer Besuch. Diesen bedenklichen Umstand hatte mir mein Wirth verschwiegen; ich gestehe, ich war in diesem Augenblicke böse auf ihn und zweifelte nicht, daß er mit den Geistern unter einer Decke stecke.

Doch verlor ich den Muth nicht; sogleich antwortete ich keck: „Verzeihen Sie, Verehrungswürdiger, ich kann in der That die Ehre nicht annehmen, die Sie mir zudenken, da ich Willens bin, schon mit dem frühen Morgen wieder abzureisen. Auch würde Ihnen an der Gesellschaft eines armen Studenten wenig gelegen sein."

„O, ich bitte!" versetzte der Geist mit einer verbindlichen Geberde. „Sie haben ein Bändchen Gedichte herausgegeben?"

„Zu dienen!" entgegnete ich erstaunt, daß mein Schriftstellerruf schon bis hierher gedrungen sei. Auf jenes Bändchen schlechter Gedichte bildete ich mir zu jener Zeit noch sehr viel ein. — „Treiben die Gespenster auch Literatur?" dachte ich, ohne es auszusprechen, um nicht zu beleidigen.

Der Rothmantel hatte sich vor die Staffelei gestellt, ihn umringte mit Lichtern sein Hofstaat, den ich jetzt erst genauer in Augenschein nahm. Welches Wunder! Hier und da sah ich bekannte Gesichter, las bekannte, aber verrufene Schriftsteller- und Künstler-Namen auf den Zetteln. Vergebens suchte ich

nach einem Namen von gutem Klange. — Die schlechtesten Scribenten und Sudler von Deutschland schienen ihre Abgeordneten in dieses Schloß geschickt zu haben. Ich befand mich höchst unwohl unter diesen Gesellen und mußte glauben, daß sie mich für Ihresgleichen hielten. Später hab' ich eingesehen, daß sie in Betracht meiner Gedichte nicht eben Unrecht hatten.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, mein Herr?" sprach jetzt der Rothmantel zu mir, indem er furchtbar gähnte. Mir wurde der einzige Stuhl, der im Zimmer war, herbeigerückt und willenlos ließ ich mich nieder.

„Meine Herrn," fragte ich nach einer Pause, „was soll denn mit mir geschehen?" Wehmüthig zuckten sie sämmtlich mit den Achseln und gaben mir zu verstehen, daß es ihnen nicht erlaubt sei, zu reden. Der künstlerische Geist aber, nachdem er noch einmal gegähnt hatte, nahm das Wort: „Sie befinden sich in Gesellschaft der Langweiligen." „Der Langweiligen?" rief ich und unwillkürlich verzog sich auch mein Mund zum Gähnen, wobei die ganze Versammlung, wie angesteckt, mitgähnte.

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen," sprach der

Rothmantel weiter, „daß sie als würdig befunden worden sind, ein Mitglied unsres Kreises zu werden.“

Zornig wollt' ich mir dergleichen Anzüglichkeiten verbitten, man bedeutete mich aber, zu schweigen, und bei meiner fortwährenden Neigung zum Gähnen, konnt' ich auch nichts Besseres thun. Indessen entwarf der Geist mein Bild in Lebensgröße. Mit der Zeichnung war er in wenigen Minuten fertig; darauf ergriff er die Palette, mischte die Farben und malte, ungefähr mit derselben Schnelligkeit, wie man eine Wand anstreicht oder eine Schablone überpinselt. Von gespenstischer Macht fühlt' ich mich auf meinem Sitze festgehalten, so lange das Werk dauerte. Wie leicht wurde mir, als er den Pinsel aus der Hand legte und ausrief: „Wohlgetroffen! — Fertig!“ Ich sprang auf und that einen Blick auf das Bild. Da schaut' ich mich, wie ich leibte und lebte! Der Rothmantel aber übergab das Gemälde Zweien von seinen Begleitern, die es aus dem Zimmer trugen. „Fort,“ sprach er, „wenn es trocken ist, soll es in unsern Bund aufgenommen werden!“ Ich mußte laut lachen. „Sie werden Ihre Copie wiedersehen,“ fuhr

Jener fort, „und vielleicht können Sie mir dann den größten Dienst leisten, der mir geleistet werden kann — mich erlösen!“ Eben wollt' ich fragen, wie dies möglich sei? Da hob die Glocke aus, der Rothmantel schrak zusammen — die Thür sprang wieder auf, und, wie vom Sturmwind fortgerissen, stürzte die ganze Sippschaft hinaus. Es schlug Mitternacht; der Nachtwächter rief nicht weit von meinem Fenster die Stunde ab — der Mond dämmerte gleichgiltig kalt im Zimmer — Todtenstille herrschte um mich her, und ich befand mich wieder ganz allein.“ — —

Die Zuhörerschaft holte tief Athem, als Bernhard die Stimme sinken ließ und schweigend durchs Fenster sah. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. Nach einem kleinen Weilchen nahm er wieder Platz auf dem Sopha neben Benedict, der nach Aufschluß zu lechzen schien; wenigstens saß er mit offenem Munde da und neigte das Haupt gegen den Erzähler, als dieser sich zum Sprechen räusperte.

„Als ich mich,“ redete er fort, „einigermaßen von meiner Ueberraschung erholt hatte, verwünschte ich die Glocke, die gerade im wichtigsten Moment dem

Geſpenſterbunde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Höchſt mißmuthig ſchritt ich in dem weiten Raume umher, meine Neugierde war gereizt und nicht befriedigt, es fehlte nicht viel, ſo hätte ich eine Beſchwörungsformel begonnen, die ich einmal in irgend einem alten Buche gefunden und auswendig gelernt hatte. Wunderbar war mir's, daß ich ſo frei ausgegangen war, und daß nur mein Bild in den ſeltſamen Bund aufgenommen werden ſollte. Ich quälte mich mit mancherlei Hypotheſen ab, während ich meine Promenade durch das Zimmer fortſetzte."

„Endlich fühlt' ich mich," fuhr Bernhard fort, „ſtark ermüdet und ein Fröſteln überſchlich mich. Ich hüllte mich in die große wollene Decke, welche auf dem Sopha lag und legte mich zum Schlafen nieder. Wohl zwei volle Stunden lang konnt' ich keine Ruhe finden, und die Worte des Rothmantels, er halte mich für würdig, ein Mitglied des Vereins der Langweiligen zu werden, ärgerten mich nicht wenig. Daß Menſchen aus dem Grabe aufſteigen und in der Mitternachtsſtunde umherwandeln, iſt eine bekannte Sache, aber daß Lebende, und noch dazu Schrift-

steller, sich in Gespenster verwandeln könnten, daran hatt' ich bisher noch nicht geglaubt! Ich beschloß, mein Grübeln einzustellen und mich dem Traumgotte in die Arme zu werfen. Dieser nahm mich auch gegen den Morgen auf, sendete mir jedoch ganz andere Bilder, als ich erwartet hatte. Ich träumte von Dichterruhm und Unsterblichkeit; mein Band Poesien erschien mir in einer Prachtausgabe mit goldnem Schnitt, und Lorbeerbäume schossen zahllos um mich her aus dem Boden. Auf diese Weise angenehm unterhalten, schlief ich bis zur hohen Sonne. Da ich die Augen aufschlug, stand mein Wirth vor mir, der mich geweckt haben mochte, und blinzelte mich lachend an. „Guten Morgen!" kreischt' er, „Sie können sich noch gar nicht vom Lager trennen. Nun, es soll mich freuen, wenn Sie diese Nacht recht viel erlebt haben. Jetzt, dächt' ich, trinken wir Kaffee. Ihre Abreise eilt wohl nicht?" „Doch, doch!" antwortete ich und verließ gähnend und noch schlaftrunken mit meinem kleinen Männchen das Schloß." —

„Nun? Und das war Alles, was Sie wissen?" fiel Benedict ein, als Bernhard inne hielt.

„Versuchten Sie's nicht in der folgenden Nacht?" fragte der junge Mann mit dem blassen Gesichte?

„Hat man Ihnen kein Diplom wegen der Aufnahme in den Bund zugeschickt?" lachte der mit seinen Schenkeln Liebäugelnde.

„Von einem Diplom weiß ich nichts," erwiederte Bernhard sarkastisch, „aber daß ich mich noch jetzt in dem Vereine der Langweiligen befinde, das ist gewiß!"

„Und die Namen jener Mitglieder?" fragte ein Anderer, „können Sie uns nicht Einige nennen?"

„Ich werde mich wohl hüten!" entgegnete Jener. Ich könnte auf Sympathien in diesem Kreise stoßen."

„Hm!" brummten Mehrere, die in diesen Worten eine Bosheit spürten. Bernhard schien das nicht zu bemerken und setzte zu seiner Erzählung noch Folgendes hinzu:

„Als ich mit meinem gnomischen Wirthe am Kaffeetische saß, berichtete ich ihm mein Abenteuer der vergangnen Nacht. Er lachte unheimlich während meiner Erzählung und rieb sich die kleinen, erdbraunen Hände.

„Ja," sagt' er, nachdem ich geendigt, „dieser Rothmantel ist ein gar sonderbarer Kauz. Vor vielen Jahren lebte er dort auf dem Schlosse bei dem Besitzer der Herrschaft, der ein großer Naturphilosoph und Zauberer gewesen sein soll. Der Rothmantel war ein Maler und gab sich besonders mit Porträtiren ab. Aber er war ein sehr loser, boshafter Bursche und gebrauchte seine Kunst zu allerhand Allotrien; verkaufte Carikaturen von anständiger Leute Physiognomien, nahm, wo er keine große Bezahlung zu erwarten hatte, Farben, die in wenigen Wochen so sehr nachdunkelten, daß das Bild eine schwarze, nichtssagende Fläche ward, und dergleichen mehr. Aber zuletzt bekam ihm sein Treiben übel. Der Schloßherr hatte eine wunderschöne Tochter, um deren Gunst sich der Maler bewarb, und als dieser mit einer langen Nase abziehen mußte, hatte er die Frechheit, das reizende Kind in einer Situation zu malen, die dessen jungfräuliche Ehre verletzte, und das Bild zu verkaufen; die arme Jungfrau starb bald nachher. Da sprach der Vater in seinem Schmerze über den abscheulichen Ehrenschänder diesen Fluch aus: „Du

sollst keine Ruhe finden nach dem Tode! Ich verdamme Dich wegen des Mißbrauches der Kunst zu einer fortwährenden tödtlichen Langenweile, von der Du nicht eher erlöst sein sollst, als bis" — ja, lieber Herr, nun ist meine Weisheit aus. Die Art und Weise, wie der Rothmantel erlöst werden soll, ist mir gänzlich unbekannt. Nur so viel weiß ich, daß er seit seinem Tode im Schlosse drüben umgeht und gewisse Leute, die ihn besuchen, porträtirt."

„Gewisse Leute?" fragt' ich.

„Ja, das ist der Spas dabei!" fuhr der Wirth fort. „Viele sind schon drüben gewesen, die er in gänzlicher Ruhe gelassen, aber wenn sich zufällig Einer verirrt, der zu der Kaste der schlechten Künstler, Dichter, Belletristen, Journalisten, Feuilletonisten gehört, dann ist er sogleich mit Pinsel und Palette bei der Hand. Und diese Bilder —"

„Wie? diese Bilder?" rief ich gespannt, als mein Gnome eine Pause machte, um eine Tasse Kaffee auszuschlürfen.

„Diese Bilder werden zu lebenden Figuren und müssen sich mit ihrem Meister langweilen, bis einst

die Stunde der Erlösung schlägt. Ich bedaure Sie, junger Mann, daß Sie zufällig das Unglück haben, zu den langweiligen Poeten zu gehören!"

„Diese letztere Aeußerung," sprach Bernhard weiter, „hätte ich jedem Andern übel genommen, nur diesem wunderlichen Männchen nicht, welches unstreitig mit der Geisterwelt im Zusammenhange stand. Jetzt war mir's deutlich, mein Bild mußte von nun an, einen Zettel auf der Brust, gähnend umherwandeln mit der Sippschaft der Ennuyanten. Diese Copien, wie ich von meiner eigenen erfahren habe, bekommen von Zeit zu Zeit die Erlauniß, ausgehen, und dann suchen sie ihr Original auf, es um Erlösung anzuflehen."

„Sie haben Ihre Copie wieder gesehen?" riefen Viele, wie aus einem Munde.

„Auch ich! auch ich!" schrie Rosenhain. „Mir ist Alles klar und der Schatz —"

„Still!" unterbrach ihn Bernhard und gab ihm einen kräftigen Stoß in die Seite. Dann stand er auf und sprach lachend: „Haben Sie Lust, meine Freunde, es auch einmal in dem alten Schlosse zu

versuchen, so will ich Ihnen den Weg dahin beschreiben."

Niemand aber zeigte besondere Neigung, das Wagestück zu unternehmen. Jetzt gab Bernhard das Zeichen zum Aufbruch, indem er nach der Uhr sah. „Nehmen Sie mit meiner Geschichte vorlieb," endigte er; „ich für meine Person bereue es noch heute, eine Gedichtsammlung herausgegeben zu haben, durch welche ich dem Fluche des erzürnten Schloßherrn mit verfallen bin, und rathe Jedem, die Kunst fein in Ruhe zu lassen, wenn er befürchten muß, Mitglied des Langweiligkeitsbundes zu werden. Sollt' ich übrigens noch hinter das Geheimniß der Erlösung kommen, so werd' ich nicht verfehlen, es meinen Freunden mitzutheilen. Doch nun, gute Nacht, meine Herren — es ist später geworden, als gewöhnlich." —

So wurde die Sitzung für diesmal aufgehoben. Mehrere dankten dem Erzähler für seine Mittheilung mit sehr beißenden Bemerkungen, weil sie die ganze Geschichte für erfunden und für eine Satyre auf sich selbst hielten. Bernhard drückte harmlos und freundlich seinen Genossen die Hände, obgleich dabei ein

ironischer Zug um seine geistreichen Lippen spielte. Körperlich und geistig erschöpft, warf sich Rosenhain halb angekleidet in sein Bett und wickelte sich tief in die sorgenlösende Decke, während er Lisetten auf dem Gange draußen keifen hörte. Endlich wurde es still. Bernhard, der verstohlen seiner Geliebten noch eine gute Nacht gewünscht — das arme Mädchen hatte in ihrem Stübchen mit Schmerzen auf den Aufbruch der Gesellschaft gewartet und ins Licht geblinzelt — mochte mit freigebiger Hand der Zofe den Mund geschlossen und sie wegen ihres langen Wachbleibens getröstet haben.

Seit dieser inhaltvollen Versammlung waren von Seiten Benedict's keine Einladungen mehr erfolgt. Materielle Sorgen hatten seinen Sinn für geistige Genüsse geschwächt. Er gab sich jetzt viel mit Rechnen ab, zählte seine Passiva und Activa zusammen und fing an einzusehen, daß ein Wunder geschehen müsse, wenn er noch länger mit Ehren bestehen solle. Die harten Gläubiger überliefen sein Haus und drohten ihm mit den strengsten Maßregeln — ach! jetzt fand er die tiefste Wahrheit in der Schilderung, welche

Bernhard an jenem Abende von dem Geschlechte der Manichäer gemacht hatte. Er erschrak, wenn sich die Thür bewegte, wenn er den Briefträger vorübergehen, ja, wenn er Rechnungen von seiner eigenen Hand sah. Die Sonne der Hoffnung, einen alten Onkel zu beerben, war durch dessen nochmalige Verheirathung in trüben Wolken untergegangen; seinen Glauben an das Lotterieglück hatte er auch beinahe verloren, so wie seinen Credit in der Stadt, und das letzte Mittel, Geld aufzutreiben, waren Verpfändungen und Wechsel. Aber wie lange konnte diese Hilfe dauern? Schon hatte er die Zahl seiner Gesellen vermindern müssen, um einen Theil des beträchtlichen Wochenlohnes zu ersparen, an Kundleuten fehlte es gewaltig, und das hatte in so fern sein Gutes, als er den Verlag für seine Nadelarbeiten nicht hätte bestreiten können. Zu allen diesen Bekümmernissen gesellte sich noch der Schmerz, daß ihn seine Freunde im Unglück treulos verließen, und daß Bernhard ihm bis zum Ueberdruß den armseligsten Trost wiederholte, er solle sich durch poetische Freuden entschädigen und von irdischen Sorgen nicht niederdrük-

ken lassen. Er führte ihm das Beispiel der meisten Dichter vor die Seele, die ihr ganzes Leben hindurch am Hungerknochen genagt und zuletzt elendiglich gestorben seien. Doch Benedict hatte keinen Sinn mehr für dergleichen Vorstellungen. Der Schneider war in ihm mächtig aufgewacht und der Dichter hatte sich in den Hintergrund zurückgezogen. Er sehnte sich mehr nach dem Besitze von gutem Stoffe zu einem Rocke, als zu einem Trauerspiele. Sein letztbeendigtes hatte er auf Bernhard's Abrathen noch an keine Direction gesendet. Dieser hatte es, unter dem Vorwande, es durchzulesen, zu sich genommen, und zögerte, es ihm zurückzugeben. „Noch eine Woche!" bat er bei jeder neuen Mahnung Benedict's, „das Stück soll Ihnen noch gute Dienste leisten, denk' ich. Es hat meinen Beifall!" Diese Worte zündeten ein leises Licht in des armen Dichters dunker Seele an, aber die nächste grobe Gläubigerdrohung löschte es wieder aus. Benedict's Gedanken hängten sich immer wollüstiger an den verheißenen Schatz im alten Schlosse. Er wollte dahin, selbst auf die Gefahr, in die Reihe der Langweiligen treten zu müssen. Tag und Nacht

sann er auf das Mittel, wie der Geist im rothen Mantel zu erlösen sein möchte. „Wenn er wegen des Mißbrauches der Kunst," schloß er eines Tages, „verdammt worden ist und alle diejenigen in seinen Zauberkreis bannt, welche ebenfalls die Kunst mißbrauchen, so hängt die Sühnung des Fluches wohl nur davon ab, daß einer zu dem Gespenste kommt, welcher wahrhaft von der Muse begeistert ist, sei es ein Maler oder ein Dichter? — Ha, wenn ich mein Trauerspiel mitnähme und es der luftigen Gesellschaft vorläse! Sollte das ihrer Langenweile nicht einmal ein Ende machen? So sei es! Ich will mit Bernhard darüber reden. Wäre nur schon Walpurgis da!"

Bis zu dieser Frist mußten noch drei lange Wochen vergehen. Benedict war schon aus allem Zusammenhange mit seinen ehemaligen Freunden getreten. Er schleppte sich indessen durch, so gut er konnte. Mühsam deckte er ein paar Wechsel und unterzeichnete neue. Seine Schulden vermehrten sich und mit ihnen seine Sorgen. Zu den letztern trug nicht wenig die stille Traurigkeit seiner Tochter bei, welcher er den unsichern Zustand seiner Verhältnisse

möglichſt zu verhehlen bemüht war. „Sei ruhig, mein liebes Kind!“ ſagte er oft zu ihr, wenn ſie ſich weinend an ſeinen Hals hing und ihn theilnehmend fragte, was ihn ſo bleich und verſtört mache? „Bekümmere Dich nicht, mir ſind einige Zahlungen nicht eingegangen, die ich beſtimmt erwartete, und das ſetzt mich in augenblickliche Verlegenheit; aber ſie wird bald vorüberſchwinden. Wir ſchränken uns künftig ein, ſo wird's gehen. Wozu brauchen wir Geſellſchaften zu geben? Es ſind falſche Menſchen, die die uns beſuchen — Alle, Alle!“

„Bernhard ausgenommen!“ flüſterte Aurora, „der iſt gut und will gewiß Dein und mein Wohl!“

„Ich will's glauben,“ verſetzte der Vater ſeufzend, „obgleich ich mir ſein Benehmen nicht immer erklären kann.“

Aurora ſenkte die feuchten Wimpern, weil ſie dem Vater nicht widerſprechen konnte. Es ſchmerzte ſie oft genug, daß Bernhard immer mit luſtigen, leichten Worten über den geheimen Kummer Benedict's hinweghüpfte, wenn ſie die Rede auf ihn brachte. Dennoch vertraute ſie ihrem Geliebten und tadelte ihn

nicht. „Er mag wohl seine Gründe haben, so zu reden und zu handeln!“ dachte sie, und nur dann, als ihr Vater immer niedergeschlagener wurde, drang sie ernstlich in Bernhard und bat ihn flehentlich, zu thun, was er vermöge, um ihren Vater zu heilen. „Harre in Geduld, Liebchen!“ sprach er bei solch einer Gelegenheit und küßte ihr die braunen, sanften Augen. „Nichts in der Welt läßt sich übereilen, aber es wird noch Alles gut werden!“ —Ach! aber wie Vieles mußte sie bis dahin schlimm werden sehen!

Benedict wußte sich vor Schulden nicht mehr zu retten. Hätte er seine Aurora nicht so innig geliebt, er würde auf Selbstmordgedanken gekommen sein. Mehrere Wechsel waren zahlbar geworden. Das Vertrösten half nichts mehr — man drohte ihm mit gefänglicher Haft, mit Auspfändung. Glücklicherweise — in Benedict's Sinne glücklicherweise — war die letzte Lotterieziehung, in welcher das große Loos herauskommen mußte, ganz in der Nähe. Er hatte noch mehrere Nummern, die noch nicht gezogen waren. Zwar befanden sich die Loose nicht in seiner Hand, weil er kein Geld gehabt, sie zu bezahlen,

doch er hoffte auf die Redlichkeit des Collecteurs, der mit einem guten Honorar zufrieden sein würde, wenn die eine oder andere Nummer einen Treffer, wohl gar den höchsten, erhalten sollte. „Wartet," sprach er zu seinen Wechselgläubigern, „bis die nächste Ziehung geschehen ist; ich habe mehrere Nächte hindurch von einem bedeutenden Gewinnst geträumt, mein Traum wird mich nicht täuschen, wie er die drei Gesellen im Lumpaci-Vagabundus nicht betrog — ich werde Euch für Eure Nachsicht belohnen, aber nur wartet, wartet!"

„Gut, das sei der letzte Termin!" riefen sie mit einem Tone, der ihren Entschluß, Wort zu halten, deutlich zu erkennen gab.

Benedict hatte wieder eine kurze Frist gewonnen. Er konnte nicht schlafen vor Spannung und Erwartung. Furcht und Hoffnung trieben ihr grausames Wechselspiel in seinem gequälten Herzen. Am Tage der Ziehung stand er noch vor Sonnenaufgang auf. Er lief vor's Thor, um sein unruhiges Gemüth zu besänftigen; dann begab er sich zu Bernhard, der ihn mit der gewöhnlichen Unbefangenheit empfing. Heute

jedoch sagte er beim Abschiede: „Gewinnen Sie nichts in der Lotterie, so bleibt Ihnen doch der Schatz!"

„Der Schatz?" ächzte Benedict.

„Haben Sie schon vergessen, wann er zu heben ist?"

„Ha!"

„Morgen schon müssen wir uns auf die Reise begeben!"

„Morgen? Ja, wahrhaftig!"

„Also keine Angst! Uebrigens bitt' ich Sie, heute mit mir zu frühstücken."

Rosenhain sagte zu. Als er gehen wollte, hielt ihn Bernhard zurück und sprach: „Sie wollen doch nicht etwa selbst bei der Ziehung zugegen sein? Bedenken Sie, wenn es das Unglück wollte, daß Sie eine Niete bekämen —"

„O Gott! Eine Niete!"

„Alle Ihre Gläubiger werden ohne Zweifel anwesend sein, und da möchten Sie leicht in Gefahr kommen, sogleich festgehalten zu werden. Was würde dann aus unserer Reise? Nein! Nach Tische begeb' ich mich zum Collecteur, während Sie in mei-

nem Zimmer verweilen, und bringe Ihnen Nachricht."

„Gut!" versetzte Benedict bebend. „Aber jetzt erlauben Sie mir, daß ich noch ein wenig spazieren gehe und mir Appetit laufe."

„Wie's Ihnen beliebt! Also auf Wiedersehen beim Frühstück!" lachte der künftige Schwiegersohn und Rosenhain stürmte fort. —

Lieber Leser! Bist du vielleicht ein dramatischer Dichter und erinnerst du dich noch deines Seelenzustandes, als dein erstes Product über die Bühne gehen sollte und du eine Stunde vorher in der Nähe des Theaters herumliefest; als du zitterteſt vor dem Herannahen des entscheidenden Augenblicks und ihn doch ungeduldig herbeiwünschteſt; als dir das Herz schlug, so hoch, so hoch, als ob du einen Brief von deiner Geliebten erwarteteſt mit einem hochbeglückenden Ja oder einem lebensvergiftenden Nein — erinnerst du dich, mein süßer Leser? Dann wirst du auch unseres Benedict's Trunkenheit zu würdigen verstehen, in welcher er Straß' auf, Straß' ab rannte und Niemanden um sich sah und hörte, wie häufig ihm auch

zugerufen wurde: „Guten Morgen, Herr Rosenhain!“ Einen gebotenen Gruß unerwiedert zu lassen, wär' ihm unter andern Umständen unmöglich gewesen; trotz seinem Selbstgefühle, verstand er das Complimentemachen aus dem Grunde, Niemand zog seinen Hut so tief, wie er, Niemand verbeugte sich geschmeidiger, als er, Niemand sagte mit einer süßeren Stimme: „Ganz ergebener Diener!“ oder: „Herzlich gegrüßt, mein verehrungswürdiger Freund!“ als wiederum er. Ach, heute hatte er das Alles auf einmal verlernt, kaum, daß ihm einfiel, ein bekanntes Gesicht vorübergehen gesehen zu haben, geschweige denn, daß er sich über einen versäumten Gruß geärgert hätte. Nur mit sich, mit seiner Hoffnung, seiner Besorgniß war er beschäftigt, und entweder diese oder sein schnelles Laufen hatten ihn so warm gemacht, daß ihm der helle Schweiß über die Stirne lief. Dabei schmerzten ihn die Fußsohlen, die er auf dem holprichten Pflaster weidlich angestrengt hatte, und seine Knie fingen an zu zittern. Wie eine Dampfmaschine rannte er unwillkürlich weiter, bis der Anblick seiner Wohnung, bei welcher er zufällig vorbeikam, ihn zu

sich selbst brachte. Er blieb stehen und schaute zu den Fenstern hinauf. Freundlich lächelnd winkte ihm Aurora, indem sie ihm ein Blatt Papier zeigte und ihm Kußhändchen zuwarf. Das milde Gesicht seines Töchterchens wirkte beruhigend auf sein Herz, wie der sanfte Mond. Er nickte ihr wieder und stieg dann langsam die Treppe hinauf. „Wie oft werde ich noch hinaufgehen?" philosophirte er unterwegs. „Glück und Verderben — beides liegt auf der verhängnißvollen Wagschale! Werden die bösen Gläubiger mich nackt und hilflos forttreiben oder werd' ich in meine Gemächer zurückkehren, reich, muthig, stolz? Nein, dann will ich mir ein eignes Haus kaufen und mich fürstlich einrichten. — Ach, wär ich doch wenigstens erst wieder wie ein ehrbarer Schneider eingerichtet!" seufzte er, indem er auf der letzten Stufe ankam. Aurora öffnete ihm die Thür und sprang ihm entgegen. „Sieh doch, lieber Vater," sprach sie vergnügt, als sie im Zimmer angekommen waren und Benedict sich ermattet auf das Sopha niedergelassen hatte, „da hab ich einen Brief von Madam Klingen, der Tante Bernhard's, die so oft kleine Gesellschaften gibt."

„Ganz recht. Und Du haſt einen Brief?"

„Ja, Väterchen, vor einer Stunde bekommen, mit einer Einladung, ich möchte dieſen Mittag ihr das Vergnügen machen, bei ihr zu ſpeiſen, und dann an einer Spazierfahrt Antheil nehmen. Lies ſelbſt. Es iſt gewiß irgend ein Geburtstagsfeſt."

„Möglich!" verſetzte Roſenhain und betrachtete ſeine Tochter mit zufriedenen Blicken. Dann ſtreichelte er ihr die Wangen und ſpielte mit ihren Haarflechten, und lächelte und wiſchte ſich eine Thräne von den Wimpern. Wie vieles auch in ſeinem Kopfe und Herzen verſchoben und verſchroben war — Vater-Sinn und Gefühl hatten ſich rein und lauter erhalten und boten ihm jetzt, in der Zeit des Leides und Kummers, erquicklichen Balſam. „Nun," ſprach er weiter, „mein Aurorchen wird den übrigen ſchönen Damen der Geſellſchaft nicht nachſtehen! — Hör, Kind, putze Dich heute mit Deinem roſenrothen Kleide, das ich ſo gern habe." —

„Ja, Vater," fuhr die Tochter mit geläufiger Zunge fort, „und nehme meinen Florſhawl dazu, — nicht? Und die ſchöne Broche, die mir Bernhard als

Vielliebchen geschenkt, darf ich wohl auch vorstecken?"

„Heute soll Dir Alles erlaubt sein!" rief der Vater, „heute ist ein wichtiger Tag, der vielleicht" — — Er schwieg und faltete betend die Hände. Aurora bat ihn, sich näher zu erklären, aber er legte die Finger auf die Lippen und lispelte „Pst!"

Indessen war es Zeit geworden, zum Frühstück zu gehen. Vater und Tochter wünschten sich gegenseitig wohl zu speisen, und jener eilte hinweg, geschmeichelt und ermuthigt durch Madam Klingen's ehrenvolle Einladung, welche er für ein gutes Vorzeichen in Hinsicht auf sein Glück hielt. Des Aberglaubens bunte Truglichter färbten auf's Neue das halbverblichene Bild seiner Hoffnung, und mit festen Schritten ging er zu Bernhard. Beide Einladungen aber hatten eine ganz andere Ursache, als Benedict sich träumen ließ. Jene von Madam Klingen war auf Bernhard's Veranlassung geschehen, damit Aurora nicht von dem wüthenden Heere der Gläubiger ihres Vaters erschreckt werden möge, welches nach der Lotterieziehung allem Anscheine nach ihr Wesen trei-

ben und der Person des unglücklichen Schuldners sich zu versichern kommen werde. Auch das Frühstück war zu Benedict's Gunsten angeordnet.

Es war bereits in der zweiten Nachmittagsstunde, Rosenhain befand sich mutterseelenallein in Bernhard's verschlossenem Zimmer, und dieser kam noch immer nicht von dem Collecteur zurück. In den Qualen der Erwartung lauschte der Schneider hinter der Fenstergardine, rang die Hände und drehte sein Taschentuch zu einem Strick zusammen, als ging er mit dem Gedanken um, sich aufzuhängen, wenn Bernhard üble Kunde bringen sollte. Plötzlich bog der Ersehnte um die Straßenecke; langsamen Schrittes und mit ernster Miene ging er auf das Haus zu, stieg gelassen die Treppe hinauf, suchte lange vor der Thür nach dem rechten Schlüssel, und endlich, endlich trat er herein. Benedict stürzte ihm entgegen, schlug seine Hände, wie Krallen, krampfhaft auf dessen Schultern und stöhnte: „Welche Nummer hat das große Loos?"

„75577" war die Antwort. Zurücktaumelnd schrie der Schneider laut auf, sank zusammen und umschlang Bernhard's Knie. „Bester Herr Rosenhain, Fassung, Ruhe!" ermahnte jener und beugte sich zu ihm nieder, um ihn aufzuheben; aber in diesem Augenblick schnellte sich Benedict schon wieder in die Höhe, machte verschiedene Luftsprünge, riß sich die Haare aus, lachte, wie ein Wahnsinniger, und jauchzte: „Fünf und siebzig tausend fünf hundert sieben und siebzig! Das ist meine Nummer! Mein Traum hat nicht gelogen, ich bin ein reicher Mann! — Freude! Freude! — Morgen, oder wenn Sie wollen, können Sie Auroren heirathen, das Engelskind! — Ungeheure Freude!" — Und bei diesem Jubel faßte er sich wieder in die Haare, riß die Kleider auf, umarmte Bernhard, warf die Stühle um, schlug einige Entrechats, ergriff ein halbgefülltes Weinglas, trank es aus, zerschmetterte es und schrie zu wiederholten Malen: „Fünf und siebzig tausend fünf hundert sieben und siebzig! Vivat hoch!" — Darauf stürzten ihm die Thränen stromweise aus den Augen.

Jetzt hub Bernhard an: „Fünf und siebzig tau-

send fünf hundert sieben und siebzig hat den Treffer; doch das ist nicht Ihre Nummer?"

„Freilich, Goldmännchen, freilich!" lallte Benedict.

„Wo haben Sie das Loos?"

„Das Loos?"

„Für die letzte Ziehung?"

„Ich habe mir die Nummer aufgeschrieben."

„Aber das Loos? Sie haben es nicht bezahlt, ich war beim Collecteur, er hat es an einen Andern verkauft —"

Benedict stand wie gelähmt.

— „Wer das Loos in den Händen hat, bekommt den Gewinn ausgezahlt, das ist Gesetz! Sie haben die Renovation vernachlässigt, Ihr Recht an das Loos aufgegeben — Ihre übrigen Loose haben Nieten und — so stehen die Dinge! Trösten Sie sich, noch ist nicht Alles verloren, so lange der Schatz im alten Geisterschlosse noch erhoben werden kann. Aber Sie müssen fliehen — Ihre Wohnung ist mit Gläubigern und Gerichtspersonen besetzt. Ich begleite Sie, ich werde Sie nicht verlassen. Für einen Reisewagen

ist bereits gesorgt, und Aurora bleibt indessen bei meiner Tante, die ihr sorgsam verhehlen wird, wie es mit Ihnen steht. O, nicht diese Jammergestalt! Sein Sie ein Mann und schicken Sie sich in's Unvermeidliche!"

Die Wirkung von Bernhard's Rede kann ich nicht beschreiben. Benedict glich einem Gespenste. Aus den höchsten Himmeln war er in die unterste Hölle gefallen. Ohnmächtig lag er in einem Stuhle, fieberhaft zuckend und erholte sich schwer. Als er anfing, zu phantasiren, war das schlimmste Stadium überstanden, während dessen Dauer Bernhard selbst die Fassung beinahe verlor und für den Verstand des Schwergetäuschten zitterte. Er mußte seine ganze Beredtsamkeit aufbieten, ihn einigermaßen zu beruhigen, was ihm auch endlich glückte. Mit den lebhaftesten Farben schilderte er ihm die Erlösung Rothmantels und die Erhebung des Schatzes. Dies machte Eindruck. Benedict klammerte sich an diese letzte süße Hoffnung, wie ein Schiffbrüchiger an ein Bret, das ihn retten soll. Die Nacht brachte er bei Bernhard zu und schlief, in Betracht der Sorgenlast, die auf

seiner Seele lag, recht ruhig. Sein leichtbewegliches Schneidertemperament leistete ihm auch dieses Mal seine trefflichen Dienste und ließ ihn nicht untergehen im Drange der wechselnden Gefühle.

In der frühen Morgendämmerung saß der flüchtige Kleiderverfertiger mit seinem Begleiter im Wagen. Er hatte sich in einen weiten Mantel mit großem Bärenpelzkragen eingehüllt, und eine Mütze von demselben Stoffe tief über die Ohren herabgezogen, so daß man nicht viel mehr von dem ohnehin niedlichen Gesichte gewahrte, als die Nasenspitze und deren nächstliegende Partien. Der Morgen war kalt — das Feld bereift; die Pferde trabten schnell dahin, und schon waren die beiden Passagiere weiter, als zwei Stunden von der Stadt entfernt, ohne noch ein Wort mit einander gewechselt zu haben. Als der Kutscher vor einem Wirthshause an der Landstraße hielt, um den Gaulen eine kurze Rast zu gönnen, brach Benedict das tiefe Stillschweigen durch einen noch tieferen Seufzer. Er wickelte sich aus seinem Mantel, schob

die Mütze ein wenig bei Seite und schaute zum Kutschenfenster hinaus. „Wo sind wir?" fragte er leise und getraute sich nicht auszusteigen. Bernhard war herabgesprungen und reichte ihm mit komischer Geberde lächelnd die Hand. „Man verfolgt Sie nicht!" versicherte er, „dafür ist gesorgt. Wenn wir zurückkehren, werden Sie noch manches Unerwartete erfahren!" — „Ich tränke gern einen Bittern!" äußerte der Schneider und krümmte sich zusammen. — „Zwei für Einen," entgegnete Bernhard, während er mit dem Bepelzten in die Gaststube eintrat.

Fuhrleute saßen an einem Tische und frühstückten. „Heiliges Wetter!" rief der Eine, „die vergangene Nacht mag's bunt auf dem Blocksberge hergegangen sein. Der Wind heulte im Schornsteine, wie Unken und Uhus!" — „Wenn Deine Mähren verreckten, so geschäh Dir nach Rechten!" lachte ein Anderer und wendete sich zu den Uebrigen. „Der Kerl ist zu filzig, ein paar Dreier für'n rothes Bändel auszugeben, und machten wir nicht drei Kreuze an die Stallthür, der da läßt eher die Finger verfaulen, als daß er sich die Mühe nähme!" — „Mir ist im Leben

nichts passirt!" sagte der Erste, den Kopf schüttelnd, „das Hexenvolk bekümmert sich nicht um euch Lumpe!" — „Wenn Du lumpicht sein willst, so laß Dich allein hängen!" tönte es von mehrern Seiten. Jener goß den Rest aus seiner Schnapsflasche und leerte sein Glas. „Existirt denn der bucklichte Wirth noch in der Schenke am Walde drüben?" fragte er dann. „Wo Du des Morgens einmal mit einem Backen, so dick wie ein Hemmschuh, aufstandest?" nahm ein alter Fuhrmann in grauen Haaren das Wort. „Das hattest Du für Deine Freigeisterei! Wird Dir 'mal noch übel bekommen, Windbeutel. Der Wirth lebt noch und wird wohl noch leben, wenn wir Alle vermodert sind. Man sagt, er habe einen Trank vom Teufel, deswegen verändert er sich nicht. Ich fahre gar nicht mehr an dem Neste vorbei; im Schlosse daneben ist's auch nicht geheuer, und Mancher, der dort übernachtet hat, ist nicht mit heiler Haut fortgekommen."

„Wo werden wir heute übernachten?" fragte jetzt Benedict seinen Reisegenossen.

„Nun, doch wohl im alten Schlosse?" antwortete

dieſer. Benedict ſchüttelte ſich und ſchwieg. Der Kutſcher ſteckte den Kopf durch die Thür: „Meine Herren, wenn's gefällig wäre!" — Bernhard bezahlte die Zeche; die Reiſenden machten ſich's wieder im Wagen bequem und fuhren davon. Die Nebel zertheilten ſich allmählig, die Sonne trat glänzend hervor, der Reif verſchwand und der blaue Himmel lachte freundlich auf die frühlingsjunge Erde hernieder. Benedict brach, wie eine Blume aus der Knospe — er ließ den Mantel von den Schultern fallen, dehnte ſich, rieb ſich die Augen, ſummte eine Melodie und ſprach endlich: „Es wird ein köſtlicher Tag." Nun wurde auch Bernhard geſprächiger; mit innigem Wohlbehagen recitirte er die Verſe aus Fauſt:

„Der Frühling webt ſchon in den Birken,
Und ſelbſt die Fichte fühlt ihn ſchon —
Sollt' er nicht auch auf unſre Glieder wirken?"

„Er wirkt!" beſtätigte der Schneider ſtark. „Und wenn man etwas Warmes im Leibe hat, ſo wird einem wie dem Kätzlein ſchmächtig!" fügte er heiter hinzu, ſeine Kenntniß Goethe's bewährend. „Mag das große Loos zu Waſſer geworden ſein!" fuhr er

fort und schlug ein Schnippchen. „Es ist noch nicht aller Tage Abend.“ Bernhard lenkte das Gespräch wieder auf den Rothmantel und bekannte sich mit Benedict's Plan, im Schlosse vor der gespenstischen Gesellschaft eine Vorlesung zu halten, vollkommen einverstanden, freilich aus ganz anderen Gründen, als dieser ahnete. Darauf horchte er den zukünftigen Schwiegervater aus, was er wohl vorzunehmen gedenke, falls er wieder in gute Verhältnisse käme. In traulichen Gesprächen theils, theils halb schlummernd und träumend erreichten sie die kleine Stadt, wo sie zu Mittag speisten. Ueber Tische erinnerten sie sich der Unterhaltung der Fuhrleute, bei welcher Gelegenheit Bernhard besonders über den Umstand witzelte, daß sein Doppelgänger mit Consorten der großen Fete auf dem Brocken beigewohnt habe; er bespöttelte seine schwachen Jugendgedichte, wegen welcher er in den Bund der Langweiligen gerathen, und schloß mit den Worten Goethe's:

„Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut, denn da gehört ihr hin.“

Den Tag über fiel nichts Erhebliches vor. Gegen Abend verlor Benedict seine gute Laune, und als sein Begleiter dem Kutscher befahl, den Seitenweg am Walde einzulenken, da fing das schneiderliche Herz immer lauter und bänger an zu klopfen, und mit der einbrechenden Dunkelheit, die durch das spärliche Mondlicht, welches durch die Wipfel der Bäume lugte, nur noch geheimnißvoller wurde, rückte der furchtsame Nadelheld näher an Bernhard an und antwortete auf dessen Fragen in abgesetzten, verworrenen Lauten. Ein Irrwischtanz auf einer Waldwiese närrte sie außerdem eine Zeitlang, bis sie endlich wieder auf einen geebneten Pfad kamen und an dem ersehnten und gefürchteten Wirthshause anlangten.

„Reisende!" rief eine schnarrende Stimme in der Hausflur. „Ich bin's!" entgegnete Bernhard laut. „Kennen Sie mich noch, Herr Wirth?" — „Leute! Leute!" commandirte die Stimme, „Schriftsteller kommen, Dichter!" — — „Mein Gott! wir sind hier bekannt?" fragte verwundert Benedict. „Desto besser!" sprach Bernhard. Man brachte Lichter, die beiden Reisenden stiegen aus und begaben sich in's

Zimmer, der Schneider mit zagender Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Der braune Gnome von Wirth begrüßte mit tiefen, drolligen Verbeugungen seine Gäste, indem er sein Mützchen, wie einen Handschuh, umwendete und dazu kicherte und Gesichter schnitt. „Große Ehre, wahrhaftig, hohe Ehre, daß Sie mir die Ehre geben, mich zu beehren!“ krächzte er und ergriff die Hände der Ankommenden. — „Hans, noch ein Licht auf den Tisch dort! — Riekchen, gedeckt! — Sie speisen doch bei mir, meine Herren? Ich bin eingerichtet, mir ahnete schon Ihr Besuch!“

„Nur schnell, mein Freund!“ bat Bernhard. „Wir wollen noch auf's Schloß.“

Benedict würgte, als habe er Pillen verschluckt.

„Auf's Schloß also?“ wiederholte der Kleine; dann fügte er leise hinzu: „Der Herr da will gewiß auch den Rothmantel kennen lernen?“

„Deshalb kommt er!“ antwortete Jener und Benedict hauchte ein wehmüthiges „Ja“ dazwischen. Ihm wurde immer ängstlicher zu Muthe. Bald setzte sich das Kleeblatt zu Tische. Bernhard ließ

eine Flasche Wein bringen, „denn," lachte er, „wir haben ein großes Geschäft vor!" Dem armen Rosenhain wollte zwar anfangs kein Bissen schmecken, aber als er dem äußerst feurigen Weine eine Weile zugesprochen, so gingen alle seine Sinne auf. Er aß mit Appetit mehrere Rebhühner, fand Gefallen an den Späßen des Wirths, deren Zweideutigkeiten ihm entgingen, lachte und scherzte, und versicherte zuletzt, er spüre nicht die geringste Bangigkeit vor dem Herrn Rothmantel und seiner Gesellschaft. Selig, mit gläsernen Augen und schwerer Zunge, stand er vom Tische auf. Zehn Uhr war vorüber. „Nun wird es Zeit!" mahnte Bernhard. „Auf! Auf!" rief der begeisterte Schneider. „Ich will sie bannen, daß sie niemals wieder auferstehen!" „Ist kein so leichtes Stück!" kicherte der kleine Gnome und ließ den Pfropf von einer Champagnerflasche springen, die er unvermerkt herbeigeholt. „Noch einen Nachttrunk, meine Herren!" — Behaglich schlürfte Benedict den leichten Schaum und ließ sich ein zweites Glas füllen." „Die Geister sollen leben! Rothmantel lebe!" schrie er mit kreischender Stimme, „der Schatz lebe!" Die Trin-

kenden stießen an. „Hier sind Ihre Mäntel!“ sagte der Wirth, diese geschäftig herbeischleppend. „Im großen Saale No. 17 auf dem Schlosse ist's kalt. Der Kamin ist nicht recht im Stande.“ — „O, ich brenne wie Feuer!“ lachte Benedict und taumelte aus der Stube. Der Kleine sprang mit einer Laterne voran; Bernhard folgte mit gemessenen Schritten. In kurzer Zeit hatten sie das Schloß erreicht; im Hofe flatterten Eulen und Fledermäuse und der Wind pfiff durch das alte Gemäuer. „Ein schauerlicher Aufenthalt!“ äußerte Benedict, setzte aber sogleich hinzu: „Thut nichts! Ich bin ein Freund vom Romantischen.“ Nachdem sie in den Saal, wo heute zwei Stühle standen, als wären die Gespenster von dem Besuch benachrichtigt worden, eingelassen waren, empfahl sich der Wirth und überließ die beiden Fremden ihrem Schicksale.

„Horch! Jetzt kommen sie!“ flüsterte Benedict, als sich ein Räuspern und Wehen auf dem Gange hören ließ. Das Manuscript seines Trauerspiels lag

vor ihm auf dem Tische aufgeschlagen, er wartete nur noch auf seine Zuhörer. Bernhard hatte sich ruhig auf dem Sopha niedergelassen. Jetzt hob er sich ein wenig in die Höhe, um zu lauschen. Das Geräusch wurde vernehmbarer — einen Augenblick darauf sprang die Thür auf, wobei Benedict unzweideutige Zeichen seiner wiederkehrenden Muthlosigkeit gab — und, den Rothmantel an der Spitze, bewegte sich ein langer Zug von Schattengestalten in das Zimmer; Bernhard's Ebenbild machte den Beschluß. Der Anblick des letztern schien auf unsern heldenmüthigen Schneider besonders grauenhaft zu wirken, während Bernhard selbst in ein lautes Gelächter ausbrach. Nach Beendigung desselben schritt der Maler mit Pinsel und Palette auf den vor dem Tische starr sitzenden Benedict zu und redete ihn an: „Sein Sie willkommen, Herr Johann Georg Benedict Rosenhain, nach dessen näherer Bekanntschaft ich schon längst inniges Verlangen getragen. —"

„Auch ich, auch ich," versicherte der Schneider, sich zusammennehmend, „weiß die Ehre zu schätzen" —

„O, Sie sind sehr gütig!" unterbrach ihn der Geist und rückte an der Staffelei —

„Eure Höflichkeit erfreut mich sehr,
Ihr seht einen Mann, wie andre mehr!"

„Lassen Sie uns jetzt an unser Werk gehen!" fuhr er fort und legte den umgekehrten Mantel ab. „Ihre Copie muß sich herrlich in unserer glänzenden Versammlung ausnehmen. Ihr Herr Begleiter mag sich indessen gefälligst ruhig verhalten!"

„Erlauben Sie, Verehrungswürdigster," sprach Bernhard mit schlauer Miene und fester Stimme. „Mein Reisegenoß bittet zuvörderst Sie und die ehrenwerthe Gesellschaft, mich selbst mit eingerechnet, um eine kleine Gunst. Natürlich ist auch mir daran gelegen, daß sie ihm nicht verweigert werde."

„Sprechen Sie! Welche Gunst?" fragte der Rothmantel, wie es schien, sehr gespannt, den seltsam sich geberdenden Schneidermeister, und beim Anblick des umfangreichen Manuscripts flog eine unbeschreibliche Heiterkeit über sein blasses, ernstes Gesicht. Zugleich fing er an zu gähnen, daß man um seine Kinnbacken gerechte Besorgniß hegen konnte, hätte man

nicht gewußt, daß sie im Dienste eines Geistes ohne Fleisch und Blut stünden. Die Mitglieder des Clubs ahmten dem Beispiele ihres Meisters und Führers nach und sperrten sämmtlich die Münder auf, während sie sich einander freundlich ansahen.

„Ich wünsche," begann Benedict mit einigem Pathos, „den in diesem Saale Anwesenden etwas mittheilen zu können, was sie vielleicht, ja, ich darf wohl sagen, gewiß interessiren dürfte."

„Gewiß! gewiß!" rief der Rothmantel. „O, Sie Edelster aller deutschen Dichter!"

„Der Gegenstand," sprach Benedict stolz weiter, „ist mein neuestes Trauerspiel! Wollen Sie die Gefälligkeit haben, die Vorlesung anzuhören, so nehmen Sie Platz. Wie ich sehe, ist hier kein Ueberfluß an Stühlen, doch Sie sind vielleicht das Stehen gewohnt?"

„Machen Sie sich keine Sorge!" versetzte der Geist mit einer unterthänigen Geberde. Darauf hüllte er sich in seinen Mantel, ließ sich auf dem für ihn bestimmten Stuhle nieder, winkte der Versammlung, einen Kreis um ihn zu bilden, was auch mit der größten Schnelligkeit geschah, und rief noch einmal

aus: „Edelster von allen deutschen Dichtern, wenn ich Sie recht verstehe, so sind Sie der Letzte, welcher mich zu besuchen kommt, und die Gemächer dieses Schlosses werden wieder in guten Ruf kommen."

Benedict setzte zu einer Frage, die den Schatz betraf, an, doch der Rothmantel winkte ihm erschrocken mit abwehrender Geberde und sagte mit furchtbarem Ernst: „Kein vorlautes und unzeitiges Fragen! Sie könnten leicht die Gunst dieser Augenblicke verscherzen." Mit milder Bitte setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Jetzt beginnen Sie, wenn's gefällig ist, Vortrefflichster!"

Benedict schlug sein Manuscript auf und las. Nach einem Viertelstündchen war er mit dem Personenverzeichniß fertig und ging zur Handlung selbst über. Nicht vom Blatte aufsehend, declamirte er die fünffüßigen, unendlichen Jamben des Expositionsmonologs mit wahrhaft heroischer Behaglichkeit und entwickelte alle Pläne seines langathmigen Helden, die im Verlaufe des Stücks ausgeführt werden sollten, mit der gewissenhaftesten Genauigkeit. Als der Held geendigt, trat ein Freund desselben auf, dem

jener in verhältnißmäßiger Kürze noch einmal daſſelbe mittheilte, was er eben mit ſich ſelbſt abgehandelt, und wovon der theilnehmende Freund ſeinen nach einander erſcheinenden Genoſſen ausführliche Rechenſchaft zu geben, nicht verfehlte. Dies war ungefähr der Inhalt des Vorſpiels.

Benedict machte eine kleine Pauſe, die er zum Schneuzen des Lichtes in der Laterne benutzte. Die tiefe Stille, welche um ihn herrſchte, entzückte ihn; er nahm ſie für den ſicherſten Beweis der allgemeinen Aufmerkſamkeit und poetiſchen Hingebung. Die Stimme erhöhend, begann er nun den erſten Aufzug, den er durch eine Liebesſcene eingeleitet hatte. Ein jugendlicher Prinz erzählte ſeiner Auserkorenen alle Verbindungen, welche er bisher mit den Schönen des Landes gehabt, um ſeine jetzige Leidenſchaft mit ſeinen frühern Liebeleien zu vergleichen und in das richtige Verhältniß zu ſtellen; dann ließ er ſich auf ein Knie nieder und bewerkſtelligte ſeine Liebeserklärung, bei welcher man vorzüglich die verſchwenderiſche Fülle von Zärtlichkeitsbenennungen für die Angebetete bewundern mußte. Eben wollte der Vorleſer dieſe ſelbſt

redend einführen, als eine Glocke die erste Stunde nach Mitternacht verkündete. Von einem seltsamen Gefühle bewegt, hielt er inne und blickte auf. Die Versammlung schien verschwunden und nur der Rothmantel noch gegenwärtig. Aber als er die Laterne emporhob, um sich seine Umgebung näher zu betrachten, sah er — welches Wunder! — sämmtliche Zuhörer am Boden hingestreckt. Er trat auf sie zu und lauschte; da drang ein leises Schnarchen an sein Ohr — der Rothmantel lag mit gekreuzten Armen und geschlossenen Augen behaglich schlummernd in seinem Sessel. „Doctor! Bernhard!" rief Benedict leise, doch kein Bernhard rührte sich. Auch er war entschlafen und zwar so fest, daß er ihn durch das heftigste Rütteln nicht erwecken konnte. „Mein Gott!" seufzte er, „welche Klötze sind diese Geister, daß sie bei meiner Vorlesung einschlafen!" In diesem Augenblicke wendete er zufällig den Blick nach seinem Sitze. Mit einem Weherufe fuhr er zurück — auf dem Stuhle saß — Er selbst, und schnarchte vernehmlich; seine rechte Hand lag über das Manuscript hingebreitet, die andere hing schlaff an der Seite her-

nieder, und auf der Brust trug er, wie die übrigen, einen Zettel mit seinem vollständigen Namen. Jetzt war sein Muth zu Ende, er stürzte auf Bernhard zu und schrie laut. Eine zweite Glocke schlug und im Nu erhob sich die ganze Gesellschaft. Hastig fuhr der Rothmantel auf und taumelte schlaftrunken umher. Der Pseudo-Benedict machte einen furchtbaren Schneidersprung und stellte sich mit den andern Schattengestalten in Reih' und Glied. Bernhard erwachte mühsam, dehnte sich lange und fragte verwundert, was es gäbe? Benedict aber hatte sich am Sopha niedergekauert und erwartete zitternd seinen Untergang. „Gnade! Gnade!" wimmerte er, da der Rothmantel mit ausgebreiteten Armen, als ob er ihn umhalsen wollte, auf ihn zuschritt. „Fürchte Dich nicht!" sprach der Geist und winkte ihm, aufzustehen. „Du bist mein Erretter, mein Erlöser; ich darf nun zur ewigen Ruhe zurückkehren."

„Erlöser? Erretter?" wiederholte Benedict, sich langsam erhebend. „Wie ist das möglich? Ihr habt ja geschlafen?"

„Das eben ist die Ursache unseres Glücks!" ant-

wortete jener. „Deine Vorlesung hat mich von dem Fluche befreit, und alle diese Doppelgänger werden von nun an mit mir zugleich aufhören zu sein!“

In der That fingen die Letztgenannten schon an, viel durchsichtiger zu werden. Der Geist fuhr fort: „Du kamst auf den Gedanken, uns ein Erzeugniß Deiner Muse vorzulesen — habe Dank dafür! Ewigen Dank! Dein Product war ganz geeignet, den gräßlichen Fluch zu lösen, der mich zu einer wandellosen Langenweile verdammt hat. Ich mißbrauchte im Leben die Kunst und mußte dafür viele lange Jahre in diesem Schlosse umherwandern, mußte Jeden, welcher mit mir sich in gleicher Schuld befand, in meinen Kreis aufnehmen, und Du siehst, die Anzahl meiner Genossen ist nicht gering. Du selbst bist, beiläufig gesagt, während der Vorlesung entstanden, ohne daß Dich mein Pinsel zu schaffen brauchte. Erst dann sollte ich von meiner Qual entbunden sein, wenn Einer unaufgefordert kommen und meine Langeweile zu einer solchen Höhe steigern würde, daß ich dabei einschlafen müßte. Dir ist die That gelungen! Dein Trauerspiel war so haarsträubend langweilig,

daß mir schon im Vorspiele die Augen zugefallen sind, ja, Du hast das Höchste erreicht, was ein langweiliger Dichter erreichen kann — Du hast Dich selbst in Schlaf gesungen!"

Benedict hörte und traute seinen Ohren nicht. Das Compliment, welches ihm der Geist machte, drang ihm durch Mark und Bein — Bernhard streichelte ihm das Kinn, sah ihn unter die Augen und flüsterte lächelnd: „Solche Anerkennung ist noch Keinem widerfahren!" — Indessen hatten sich die Gestalten noch weit mehr verflüchtigt, daß man ihre Umrisse kaum zu erkennen vermochte. Wie dünne Spinnwebwolken, zogen sie im Hintergrunde des Saales, während der Rothmantel weiter sprach:

„Nochmals meinen innigsten Dank! Ich nehme Abschied von Dir, um Dich niemals wiederzusehen. Auch Ihr, lebt wohl, alle Ihr Langweiligen, möchten Eure wahrhaftigen, noch lebenden Personen, wie Ihr, verschwinden, oder möchten sie einsehen lernen, daß die keusche Muse sich nicht zu der Umarmung eines Ungeweihten, Unberufenen zwingen läßt! Möchten sie sich ein Beispiel nehmen an dem hier anwesen-

den Doctor der Philosophie, Herrn Bernhard, der durch einen Band frühreifer Gedichte in den Verein der Langweiligen gerathen ist, jedoch später seine Verirrung bereut und sich zu einem tüchtigen Manne ausgebildet hat. Du aber, Langweiligster der Langweiligen, Johann Georg Benedict Rosenhain, grüße mir die Mitglieder Deines ästhetischen Cirkels und sage Ihnen, der neue Rothmantel sei zur Ruhe gegangen, sie möchten sich deshalb von einem andern Richter das Diplom der Langweiligkeit ausstellen lassen. Empfange zum Lohne für Deine mir geleisteten Dienste dieses Andenken, das Du aber erst bei Deiner Ankunft zu Hause öffnen sollst. Es ist ein werthvoller Schatz, wenn Du es gut anwendest! Und nun fahr' wohl, edler Schneidermeister!"

Mit diesen Worten ließ er eine Brieftasche fallen und löste sich in Nebel auf. Seine Genossenschaft war schon vorher zu Nichts geworden.

„Du trefflicher Geisterbanner!" lachte Bernhard und weidete sich an der Verwunderung Rosenhain's, der mit offenem Munde dastand und keinen Laut von sich gab. Nach einer großen Pause schielte er mit

scheuem Blicke auf sein Manuscript, wankte nach dem Tische und legte sich mit ausgebreiteten Armen darüber hin. „So also mußte es endigen?" brummte er. „Wehe mir — das sind schlimme Recensenten!"

„Heil Ihnen vielmehr!" versetzte Bernhard. „Die Vorlesung ist nicht mit Gold zu bezahlen; Sie haben ein gutes Werk gestiftet, haben einen verwünschten Geist zur Ruhe gebracht, haben mich, sich selbst von einem Doppelgänger erlöst! — Wär's nur wärmer hier im Zimmer," sprach er fort, als Benedict stumm blieb. „Wie, Herr Rosenhain, wenn wir den letzten schönen Gebrauch von Ihrem Trauerspiele machten —?"

„Was?" hauchte dieser kaum hörbar.

„Und den Kamin damit heizten?" fügte Bernhard schnell hinzu.

„Verbrennen? Mein Manuscript?" rief der plötzlich Aufgeschreckte. „Was muthen Sie mir zu? Ich habe viele schlaflose Nächte damit zugebracht."

„So begraben Sie auf einmal alle diese Erinnerungen! Schnellen Entschluß — es wird eine lustige Flamme sein!"

„Ich kann's nicht über's Herz bringen!"

„Was ist's auch weiter? Haben Sie doch den Schatz!"

„Den Schatz? Wo?" Er suchte auf dem Boden umher und hob die Brieftasche auf, welche der Rothmantel zurückgelassen. „Gewiß sind Banknoten darin, sie ist sehr dünnleibig!"

„Hüten Sie sich, sie jetzt schon zu öffnen!" ermahnte Bernhard und griff nach dem Manuscripte. „Nun also? Eins — zwei — "

„Lassen Sie mich mein Werk wenigstens noch einmal ans Herz drücken!" Mit schwärmerisch verdrehten Augen küßte er das Buch und wiegte es, wie ein Kind, an der Vaterbrust. Dann riß er es mit Gewalt von sich los und übergab es dem Gefährten mit dem Ausrufe: „So nimm es hin, verbrenne es, vernichte es, laß es in Rauch aufgehen: das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

„Gewonnen!" rief Bernhard und trug es nach dem Kamine, der bald hell leuchtete von der langentbehrten Nahrung. Benedict rannte ans Feuer und commentirte die Wirksamkeit der hungrigen Flamme.

„Jetzt verbrennt die Verschwörungsscene!“ klagte er, „und jetzt geht mein schönster Act zu Grunde. — Da wird der Verräther gepackt! — Halt ein, laß meinen Helden noch leben — er muß erst in Wahnsinn verfallen — o, Gott, zu spät, er ist dahin und schon züngelt der Brand nach dem Epiloge! Höchst schnöder Scheiterhaufen!“ — Bernhard hatte sich nah an den Kamin gesetzt und wärmte sich gelassen, ohne auf des Schneiders Exclamationen Rücksicht zu nehmen, die Hände. Da die letzten Funken in der Asche sprühten, legte sich auch Benedict's Eifer, und stille Resignation zog in seine langgequälte Seele ein. „Nun können mir nur noch Freuden begegnen,“ sprach er, „die Schmerzen hab' ich hoffentlich alle überstanden!“ Bernhard neigte das Haupt, stand auf und fragte: „Wie werden wir die paar Stunden, die uns noch übrig sind, schlafen? Es ist nur ein Sopha hier.“

„Mir ist das Haupt recht schwer!“ seufzte Benedict. „Die geistige Anstrengung und der Wein haben mich erschlafft.“

„Legen wir uns getrost zusammen auf's Lager.

Es ist breit genug!" rieth jener. „Sie in diese Ecke, ich in die andere; mit den Füßen werden wir uns vereinigen. So! die Decke reicht hin. Gute Nacht! Unser kleiner Wirth holt uns gewiß zur rechten Zeit ab."

„Ein abenteuerliches Männchen!" murmelte Benedict unter seiner Decke hervor, die er über den Kopf gezogen.

„Aber sehr drollig!" entgegnete Bernhard und zog die Decke wieder zu sich herüber. Nach mehrfachem Hin- und Herziehen, wobei die beiden Schlafgenossen immer einsylbiger wurden, schliefen sie endlich ein.

Unsere Reisenden waren am andern Tage gegen die Abenddämmerung etwa noch zwei Stunden von der heimathlichen Stadt entfernt, in deren Nähe unserm Benedict wieder seine ganze Schuldenmisere in den Sinn kam, als der Wagen plötzlich von der Landstraße ablenkte und seitwärts einen wenig befahrenen Feldweg einbog. „Wo will unser Kutscher hin?" fragte Benedict, um seinem Begleiter, der seit der

Abreise vom Geisterschlosse fast gar nicht gesprochen hatte, eine Erklärung zu entlocken. „Noch ein Stündchen Geduld!“ erwiederte Bernhard und befahl dem Kutscher, sich zu beeilen. Die Sonne war im Scheiden begriffen; einzelne leichte Wölkchen zogen, wie rosenfarbene Schleier, über den blauen Himmel, und der Fluß im Thale, nach welchem der Wagen hinabrollte, war mit goldenen Sternchen bestreut. Im Grase zirpten einzelne Grillen und über den Wald hinüber schwebten lange Vögelzüge. Benedict, welchen Bernhard auf den herrlichen Sonnenuntergang aufmerksam machte, hatte heute keinen Sinn für die Naturschönheiten; ihn marterte die Neugier, wohin er gebracht werden solle, und er argwöhnte schon, es sei auf eine neue Gespensterexpedition abgesehen. Die Sonne sank indessen immer tiefer, die Schatten wurden länger, die Abendröthe erblaßte allmählig. Auf Benedict's wiederholte Fragen gab Bernhard eben so wenig eine befriedigende Antwort, als auf die früheren. Jetzt näherten sie sich einem Dorfe, welches Rosenhain kannte. „Wir haben einen großen Umweg gemacht!“ hub er auf's

neue an, doch Bernhard blieb sich gleich, er schwieg und ermahnte zur Geduld. Die freundlichen Landleute grüßten, Benedict vergaß vor lauter Spannung, zu danken. Endlich fuhren sie einem reizend gelegenen Landgute entgegen, auf welches der Kutscher hindeutete, indem er sich zu Bernhard zurückbog. Dieser nickte bejahend und die angetriebenen Pferde trabten schneller auf das freundliche Haus zu. „Brr!" commandirte der Kutscher und der Wagen hielt. Hastig riß Bernhard die Thür auf und sprang herunter. Mehrere Personen kamen ihm bewillkommnend entgegen, unter denen sich auch Madam Klingen befand, von welcher Aurora die neuliche Einladung bekommen. Jetzt wurde auch diese an einem Fenster sichtbar und rief: „Kommt der Vater nicht mit?" — „Hier bin ich!" entgegnete Benedict erfreut mit lauter Stimme und stieg ebenfalls aus dem Wagen. In der Hausflur trat ihm seine Tochter entgegen, die ihn herzlich umarmte. „Woher wußtest Du, daß ich kommen würde?" fragte er. — „Bernhard," antwortete sie, „hat mir an jenem Tage, als ich bei seiner Tante speiste, geschrieben, er werde heute mit Dir hier ein-

treffen, Du habeſt eine nothwendige Reiſe unternehmen müſſen —"

„Still, mein gutes, geliebtes Kind!" unterbrach ſie Bernhard lächelnd und griff ihr unter's Kinn, „Dein Vater ſoll Alles erfahren, und auch Dir iſt noch viel verborgen. Doch das Schönſte iſt, daß er ſeine Einwilligung zu unſerer Verbindung gegeben hat!" Aurora ſchlug erröthend die ſchüchternen Rehaugen nieder und ihr Vater ſagte mit faſt weinerlicher Stimme: „Wie iſt mir denn? Wo bin ich denn?" — „Unter Freunden!" riefen Bernhard's Verwandte, die er hierher beſchieden. In einem Nebenzimmer war eine reichbeſetzte Tafel zu ſehen. — „Welches Feſt wird hier gefeiert?" fragte Roſenhain weiter. Aurora ſchmiegte ſich zärtlich an ihn an, ihm wurde ſo weich ums Herz, daß er ſich faſt der Thränen nicht enthalten konnte. — „Welches Feſt wir feiern?" antwortete Bernhard, „nun, am liebſten — mein Verlobungsfeſt. Und wo Sie ſich befinden? — Auf dem Landgute eines armen Doctors der Philoſophie, mit Namen — Bernhard!"

Roſenhain brach in helle Thränen aus: „Was?

auf Ihrem eigenen Landgute?" flüsterte er und faßte nach Bernhard's Hand. — „Nun werd' ich wohl eine Lehrerstelle nöthig haben," sagte der Doctor, „obgleich ich mein pädagogisches Talent zur Genüge an Ihnen selbst bewährt zu haben mir schmeichle. Nicht wahr? Das Materielle im Leben ist doch nicht zu verachten!"

„Ach, ich war recht überrascht," begann Aurora, „als ich erfuhr, daß Bernhard nicht arm sei, daß er sich aus guten Gründen nur so gegen uns gestellt habe!"

„Du hast in mir auch den Armen geliebt, mein Engel!" rief der glückliche Bräutigam mit begeisterten Blicken und küßte Ihre Hand; dann wendete er sich zu dem Vater seiner Aurora und sprach: „Verzeihen Sie, daß ich in Ihrer Noth oft den Theilnahmlosen, den Kalten spielte — es ist mir schwer genug geworden — aber es war zu Ihrem Besten — und die Bekanntschaft mit dem Rothmantel" — setzte er leiser hinzu — „wird uns, denk' ich, noch manche angenehme Erinnerung gewähren!"

„Benedict zog Bernhard an seine Brust; zugleich

ergriff er Aurorens Hand und sagte halb lachend, halb weinend: „Gib Acht, Töchterchen, an dem da bekommst Du einen geschiedten Mann!“ Die Anwesenden beglückwünschten die beiden Liebenden und Madam Klingen fragte Auroren mit lächelndem Triumphe: „Nun, wie gefällt Dir meine Entführung an diesen Ort? Du glaubtest schon von aller Welt abgeschieden zu werden —“

„Und nun dank' ich es Ihnen,“ ergänzte das Mädchen, „daß Sie mich zu einer so glücklichen Vereinigung führten!“

In einem Seitengemache theilte Bernhard nun seinem Schwiegervater unter vier Augen mit, daß er Auftrag gegeben habe, alle dessen Gläubiger sofort zu bezahlen. „O, Du himmlischer Schwiegersohn!“ rief Benedict freudenselig. „Nicht doch!“ entgegnete jener, „das kommt Alles auf Ihre eigene Rechnung!“ Der Erstaunte sah ihn groß an, während Bernhard ihn daran erinnerte, die Brieftasche vom

Rothmantel zu entfalten. „Ja, ja!“ flüsterte Benedict gespannt und zog das Andenken schnell hervor. Als er es geöffnet, fand er ein zusammengeschlagenes Blatt Papier, ein Stück von einem belletristischen Journale darin, in welchem eine beißende Recension über eine Sammlung von Gedichten stand, die Rosenhain's Salongenossen gemeinschaftlich herausgegeben. „Lassen wir das jetzt!“ sprach Bernhard, welcher die Recension geschrieben und sich nicht wenig wunderte, sie hier zu finden. „Sehen Sie, was das Blatt enthält.“ Benedict schlug es auseinander und sah nichts, als einen Zettel mit den Worten:

„Eines schickt sich nicht für Alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!“

„Ah, das ist eine gute Lehre!“ rief Bernhard lachend; „besser, als tausend Banknoten!“

„O, ich verstehe Dich, satyrischer Rothmantel!“ sprach Rosenhain, sich auf die Lippen beißend, „doch, ich will nicht mehr klagen — ich verdiene keine Schätze. Ja, jetzt wollt' ich, ohne mich zu schämen, Kleider

verfertigen — es kommt mehr dabei heraus, als beim Dichten!"

„Ein vernünftiges Wort!" lobte Bernhard. „Der Schatz ist in gewissem Sinne zu Wasser geworden; da wird denn etwas Anderes dafür aushelfen müssen, um Ihnen Ihr Geschäft wieder einzurichten!"

Was? Sie wollten?" —

„Jetzt zu Tische! Unser Außenbleiben fällt den Gästen auf."

Diese hatten bereits Platz genommen. Bernhard und Benedict setzten sich unter musikalischer Begrüßung. Die ungetrübteste Heiterkeit beseelte bald den ganzen Kreis. Man sang gesellige Lieder, brachte scherzhafte Toaste aus, neckte sich mit harmlosen Späßen, und Benedict gestand, seit Jahren nicht so glücklich, als heute gewesen zu sein. Beim Dessert wurden Bonbons in komischen Attrapen herumgegeben. Bernhard präsentirte dem vom Champagner freudig aufgeregten Rosenhain ein Kästchen in Form eines Päcktchens von Lotterieloosen. Als der Ueberraschte den Deckel abnahm, erblickte er den Plan der letzten Ziehung und einen Brief. „Lesen Sie!" bat

Bernhard und beugte sich über seine Schulter. „Der Collecteur zeigt Ihnen Ihre Gewinne an. Die Fünf und siebzigtausend fünf hundert sieben und siebzig sind freilich unwiederbringlich verloren, aber Ihre andern Loose, deren Nummern ich zufällig noch zur rechten Zeit erfuhr, um sie in Ihrem Namen zu bezahlen, bringen Ihnen doch wenigstens so viel ein, als Ihr in Poesie aufgegangenes Vermögen betrug."

Benedict schlug die Hände zusammen und jauchzte laut auf. Rings um ihn klangen die Gläser. „Wem gilt's?" fragte Bernhard. „Allen Glücklichen!" antworteten die Anstoßenden von verschiedenen Seiten. „Allen Glücklichen und Beglückenden!" rief Rosenhain in Thränen und Freude und erhob sein Glas. „Dem Brautpaare!" tönte es von neuem, und das Orchester fiel mit einem schmetternden Tusche ein.

Ende des zweiten Theils.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Bei dem Verleger dieses sind ferner erschienen:

Stille Lieder.

Von

KARL BECK.

1s Bändchen.

1839. brosch. Preis 12 Gr.

Nächte.

Gepanzerte Lieder

von

Karl Beck.

Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Der

fahrende Poet.

Dichtungen

von

Karl Beck.

Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Lord Byron.

Ein Dichterleben.

Novellen

von

Ernst Willkomm.

3 Bände. 1839. Preis 4 Thlr. 12 Gr.